





Die Via Appia

von Rom bis Albano.



Eine Schilderung ihrer Entstehung, ihres Laufes und
ihrer näheren Umgebungen,

nebst

einem Anhange, enthaltend das Verzeichniß
der vornehmsten Bauwerke an der Via Appia nebst
Situationsplan

Gustav Bohnsack,
Architekt.

„Das sogenannte Romantische
einer Gegend ist ein stilles Gefühl
des Erhabenen unter der Form der
Vergangenheit, oder was gleich lautet,
der Einzamkeit, Abwesenheit,
Abgeschiedenheit.“ Goethe.

Wolfenbüttel.

Druck und Verlag von Julius Zwicker.

1886.

Die Via Appia

von Rom bis Albano.



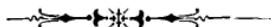
Eine Schilderung ihrer Entstehung, ihres Laufes und
ihrer näheren Umgebungen,

nebst

einem Anhange, enthaltend das Verzeichniß
der vornehmsten Bauwerke an der Via Appia nebst
Situationsplan

Gustav Bohnsack,
Architekt.

Das sogenannte Romantische
einer Gegend ist ein stilles Ge-
fühl des Erhabenen unter der
Form der Vergangenheit, oder
was gleich lautet, der Einsam-
keit, Abwesenheit, Abgeschieden-
heit. Goethe.



Wolfenbüttel.

Druck und Verlag von Julius Zwölfer.
1886.



18284





EN Reconstructionen alter Bauwerke haftet naturgemäß eine gewisse Einseitigkeit an. Der Nachdruck, welcher hierbei auf das Detail der Composition und der Formenwelt gelegt werden muß, dazu die unentbehrliche Darstellung der Objecte in geometrischen Projectionen, diese Umstände erlauben es schlechterdings nur in den seltensten Fällen, das Bauwerk in seinem Zusammenhange mit der Umgebung vorzuführen. Das malerische Element, welches bei der einstmaligen Erscheinung eine so wichtige Rolle gespielt hat, kann in architektonischen Plänen fast gar nicht zum Ausdruck kommen; perspectivische Bilder von einem oder wenigen Standpunkten bilden erst mit einander verglichen, also mittelst einer combinirenden Zwischenarbeit eine Einheit. Und doch erscheint es so ungemein wichtig, die Gebäude nicht isolirt, sondern als integrirende Theile einer ganzen übersehbaren Parthie aufzufassen, wichtig für die Kunstdbetrachtung im Allgemeinen, wie für das gesamte heutige Schaffen, wo so oft die weise Einfügung des Neuen in das Vorhandene unberücksichtigt bleibt.

Es scheint uns, daß hier das Wort, die Schilderung ergänzend eingreifen muß; eine ganze Folge von Eindrücken einheitlich zum lebensvollen Bilde zu vereinigen, wird nur auf diese Weise möglich. Zugleich bietet sich dabei Gelegenheit, das Leben und Treiben inmitten der Erzeugnisse der Vergangenheit in Betrachtung zu ziehen, die Uebereinstimmung der Kunstproducte mit den Anschauungen der damaligen Zeit zur Erkenntniß zu bringen und hinzuweisen auf den wichtigen Umstand, daß, wie das Alterthum seine Aufgaben nach den Bedürfnissen seiner Gegenwart löste, so auch die heutige Zeit dasselbe thun müsse, um selbstständig zu werden in ihrer Kunst. Denn nicht die Formensprache ist ausschlaggebend bei dem Urtheile, ob ein Kunstwerk auf Selbstständigkeit Anspruch machen darf, sondern das: ob es dem Künstler gelungen, ein Bedürfniß der Jetztzeit in eine unsere Anschauungen entsprechende ideale Sphäre zu erheben und charakteristisch zum Ausdruck zu bringen.

So möge uns denn der geneigte Leser heute zu einem Besuche der Via Appia begleiten, zu jener „Königin der Straßen“, wie sie im Alterthume hieß, die sich von der Porta Capena in der servischen Mauer bis nach Capua erstreckte*), von Rom bis nach Albano aber mit einer Reihe von Bauwerken eingefaßt war, so herrlich und so prächtig, daß die Schriftsteller nicht genug von ihrer unvergleichlichen Schön-

*) Erst unter Cäsar wurde die Straße weitergeführt, zunächst nach Benevent, dann nach Venusia und über Tarent nach Brundisium.

heit zu rühmen wissen. Bis dahin gedenken wir ihrem Laufe zu folgen und ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten zu erläutern. —

I.

„Die herrliche und berühmte Roma ist unermeßlich und ein über jedes Wort erhabenes Meer von Schönheit“, ruft der Redner Themistus am Schlusse des 4. Jahrhunderts n. Chr. aus. Derartigen Lobpreisungen, in welchen sich Stolz mit aufrichtiger Bewunderung mischt, begegnen wir in den Schriftstellern häufig; und wenn auch zugegeben werden muß, daß dabei oft starke Uebertreibungen unterlaufen, besonders wenn es sich um Vergleiche oder Schilderungen räumlicher Verhältnisse handelt, so besitzen wir doch auf der andern Seite eine so ausreichende Anzahl gänzlich unpartheiischer Kundgebungen, ferner so genügende Anhaltepuncte in den aufgegrabenen Ruinen, daß wir füglich selbst zu urtheilen und jene Ausbrüche des Enthusiasmus hie und da auf ihr richtiges Maß herabzuführen vermögen.

Eine objective Prüfung läßt uns denen beipflichten, welche Rom im Vergleich mit den Hauptplätzen der damals bekannten Welt die Palme zuerkannten, seine Schönheit und Großartigkeit als etwas nie Dagewesenes und auch zum zweiten Male Unerreichbares schilderten. Babylon und Nineveh existirten in ihrer einstigen Pracht nicht mehr. Aber selbst aus den vielleicht noch recht lebendigen Ueberlieferungen ließ sich entnehmen, daß die Herrlichkeit jener Riesenstädte

sich doch wohl nur auf vereinzelte Puncte, namentlich die Königsburgen erstreckt hatte, daß daneben die Häuserquar-
tiere in ärmlichster Art existirten, daß Ackerfelder weite Gründe
dieser Städte durchzogen, um bei langen Belagerungen den
nöthigen Proviant zu liefern. Geschlossene Ortschaften wa-
ren Babylon und Niniveh nicht. Und selbst Memphis und
Theben, deren Glanz noch zum größten Theil erkenntlich
war, welcher Abstand gegen Rom! Wenn auch die eigen-
artige Natur des Nilthales, in welchem überschwängliche
Fruchtbarkeit neben trauriger Gede herrschte, phantastische
und bewundernswerthe Reize abgab, diese Reize waren
doch wohl vorwiegend malerischer Art. Großartig und feier-
lich ernst muß der Eindruck gewesen sein, wenn man seinen
Blick schweifen ließ über die riesigen Tempel und Paläste
Thebens mit ihren wohl gepflegten Umgebungen an der
Östseite des Stromes und dann hinüber nach der Necro-
pole in den felswänden am Rande der lybischen Wüste.
Aber waren das harmonische, sich ergänzende Gebilde?!

Die Sonne mochte so glühend und herrlich hinter den nack-
ten Felsen untergehen, ihre Zacken wurden durch die um-
spielenden Lichter nicht belebt, vielmehr deren unheimliche
Starrheit nur noch eindrucksvoller. Gewaltsam wurde das
menschliche Gemüth abgezogen von den Stätten des Lebens
hin nach der jenseits herrschenden namenlosen Einsamkeit,
bei deren düsterer Erscheinung es weder Trost für das kläg-
liche Erdendasein, noch wahrhaft stärkende Hoffnung auf
ein Glück im Jenseits zu erahnen vermochte.

Und Athen und die übrigen griechischen Städte? Unendliche Wehmuth ergreift uns beim Andenken an die entwundene Größe, an die vornehme Schönheit der griechischen Welt. Ihre Blüthezeit war von verhältnismäfig kurzer Dauer, von der Mitte des 5. Jahrhunderts bis zu den macedonischen Kriegen, dann mußte sie ihr Bestes hergeben an beweglichen Kunstwerken, um die aufblühende Weltstadt am Tiber zu schmücken. Jetzt erst beginnt das bis dahin ziemlich armselige Rom sich wie eine Großstadt zu entwickeln. Syracus und die macedonischen Städte, und nach der Zerstörung von Korinth auch die des achäischen Bundes wurden ausgeraubt, so schonungslos und so gründlich, daß einige Ortschaften in die Klage ausbrechen konnten, es sei ihnen nicht einmal ein Götterbild zur Verehrung geblieben. Und in Folge der unermesslichen Schäze, welche zu gleicher Zeit an baarem Gelde aus Karthago und Kleinasien zuflossen, tritt jetzt in Rom eine intensive Bauleidenschaft zu Tage, die bis in die späte Kaiserzeit vorhält und der Stadt ihre imponirende Gestalt verleiht. Die gesammte Cultur der Vergangenheit ist in der einzigen Stadt zusammengefaßt, griechischer Schönheitsfinn mit orientalischer Phantasie gepaart. Und das ganze Volk hat Theil an den Schöpfungen der Kunst, die es umgeben; in zahlloser Menge, zur allgemeinen Freude scheinen sie in's Leben gerufen. Die Tempel und die Plätze, die Schauspielhäuser und die öffentlichen Bäder, die für Jedermann zugänglichen Gärten mit ihren Wasserwerken und die schönen Gräberstraßen, Alles prangt

von auserlesenem Schmuck und erfreut Jung und Alt, Vornehm und Gering. Und nun, welch' reichbewegtes Leben überall: in den Straßen, welche Geschäftigkeit unter all' dem handeltreibenden und die Waaren feilbietenden Volk, wie imposant jene Procession von Priestern zu den bevorstehenden Opfern, welche Lust beim Aufmarsch der Prätorianer bei den weithin schmetternden Klängen der Musik! Auf dem Marsfelde wogt vom Morgen bis in die sinkende Nacht eine unendliche Menschenmenge durcheinander, Lustbarkeiten aller Art finden sich auf den üppigen Rasenflächen, Schaaren von Lustwandelnden drängen sich unter schattigen Colonnaden und in einsamen Hainen. Zu den Thermen des Agrippa und des Nero strömen Tausende von Badelustigen, mit scheuer Ehrfurcht betritt man die weihesvolle Rotunde des Pantheon. Und nun erst die öffentlichen Spiele: die Wettrennen im Circus, die aufregenden Gladiator- und Thierkämpfe im Amphitheater und die Productionen der Athleten im Stadium! Wer nicht tiefer blickend den nationalen Schaden ermessen kann, den das Uebermaß dieser Lustbarkeiten zur Folge hat, der erschaut nur sprudelnde Lebensfreude um sich her. Ja, Rom war einzig in seiner Art, unübertrefflich in seiner stolzen Erscheinung, unübertrefflich in dem eigenartigen Leben, das sich durch alle seine Adern ergoß. —

Will man Rom in seinem vollen Glanze erfassen, so wird man davon absehen müssen, sich in die Zeit der höchsten Kunstblüthe zu versetzen. Denn obgleich Augustus bestimmend einwirkte auf den späteren Charakter der Stadt, so

ist doch das Rom seiner Zeit nicht das, welches wir Modernen uns vorzustellen pflegen. Viele der bedeutendsten Bauten, ohne welche der Kunstmäzen das alte Rom nicht zu denken vermag, sind erst viel später entstanden. Selbst die Periode des Nero, der doch nach dem großen Brande in beispiellos durchgreifender Weise die Stadt umgestaltete, ist nicht maßgebend, denn sein Ungeheuerlichstes, das goldene Haus, welches sich vom Palatin durch das Thal auf dem Esquilin hinaufzog und dort in Villen und Gärten und Wälder auflöste, verschwand fast so rasch, als es entstanden war. Vespasian, Titus und Domitian verliehen in einem Zeitraume von 15 bis 20 Jahren gerade diesem Stadttheile eine durchaus veränderte Physiognomie.

Im Allgemeinen wird angenommen, daß Rom unter Hadrian seinen höchsten Glanz erhielt und damit wird innerhalb der servischen Mauer wenigstens eine gewisse Stabilität in der äußern Erscheinung eingetreten sein. Nicht so in der Umgebung dieses Ringes. Denn die ungeheuren Monumentalbauten im Herzen der Stadt verdrängten den Privatbesitz und zwangen die Einwohner, sich vor den Thoren anzubauen. Eine so gewaltige Verschiebung der Eigentumsverhältnisse, wie sie beispielsweise durch die Errichtung der Kaiserforen binnen kurzer Zeit erzeugt wurde, rief sicherlich eine überhastete Bauthätigkeit in der Umgebung der Altstadt hervor, die dann Anlaß zu abermaligen weitgreifenden Änderungen gab. Die Länge der ohne Zwischenraum nebeneinanderliegenden Monumentalbauten vom

Tempel der Venus und Roma bis zum Ende des Trajans-forums maß rund 1 Kilometer und die größte Breite dieses Complexes bis zum alten Forum betrug 250 Meter. Bedenkt man, daß es allein für die Erbauung des Trajans-forums nothwendig wurde, den ganzen verbindenden Höhenzug zwischen Capitolinus und Quirinalis und damit eine große Masse Wohnstätten einfach zu beseitigen, so kann man sich leicht vorstellen, wie rapide bei dem üblich gewordenen summarischen Verfahren der Ersatz geschaffen werden mußte.

Wie schon gesagt trat nach Hadrian eine gewisse Ruhe ein, aber ein großer Theil jener Bauten, welche für das heutige Rom charakteristisch sind, wurde erst später geschaffen; so vor dem Capener Thore die Thermen des Caracalla, dann unter Aurelian die große Ringmauer, unter Diocletian die ausgedehntesten aller Thermen, endlich zwischen dem Tempel der Venus und Roma einerseits und dem Forum Pacis anderseits die größte, wenigstens die gewaltigste aller Basiliken, die des Magentius, oder wie sie nach ihrem Vollender auch genannt wird, die Basilika des Constantin. Erst jetzt steht das alte Rom als Vollbild vor unsren Augen.

Alle diese Wandlungen sind mehr oder weniger auch für die Via Appia von Einfluß gewesen, ohne daß jedoch ihr Gesamtcharakter dabei irgend welche Einbuße erlitt. Ihre Pracht steigerte sich von Jahr zu Jahr, der Grundzug ihrer Erscheinung blieb derselbe.

Unmittelbare Veranlassung zu der Erbauung der Straße waren die Samniterkriege. Die begehrlichen Blicke der

Römer hatten sich auf die reichen campanischen Städte gerichtet, ihre natürlichen Concurrenten in dieser Beziehung waren die Samniten.

Um die Städte Capua und Teanum, welche die Hülfe Roms gegen die sie bedrängenden Samniten, ihre eigenen Stammesgenossen, angerufen hatten, kam es zum Kriege zwischen beiden Völkern. Aber die Waffen wurden schon nach zweijährigem Kampfe beigelegt, ohne daß eine Macht über die andere irgendwelche Erfolge zu verzeichnen gehabt hätte. Nicht Friedensliebe oder Ausichtslosigkeit im Erfolge, sondern lediglich anderweite Conflicte mit ihren Nachbarn drängten die Kriegsführenden zum Friedensschluß; die gegenseitigen Abmachungen besagten, daß Teanum fortan den Samnitern, Capua den Römern gehören solle. Schon jetzt mag man am Tiber die mangelhafte Verbindung zwischen Rom und der neuen Erwerbung schwer genug empfunden haben. Als dann nach 15 Jahren der Krieg von Neuem ausbrach, zwar diesmal um anderer Ursachen willen — es handelte sich neben kleinen Streitigkeiten namentlich um den Besitz der reichen Griechenstadt Neopolis — da trat dieses langempfundene Bedürfniß überzeugend und um so mehr zu Tage, als sich Capua höchst unzuverlässig erwies und sogar die zwischen Rom und Capua liegenden, schon längst von ersterem abhängigen Gebiete offene Empörung zeigten. Nicht einmal der Friedensschluß wurde abgewartet, vielmehr wurde der Bau der neuen Militärstraße begonnen, sobald man sich wieder in gesichertem Besitz der Landschaf-

ten wußte, welche sie zu durchschneiden hatte. Das war im Jahre 312 v. Chr. — Der gewählte Verlauf der Straße läßt mit Sicherheit erkennen, daß vorwiegend tactische Rücksichten für denselben maßgebend waren, und es bedarf daher wohl des besondern Hinweises, daß die Via Appia von Rom bis Terracina nicht gleich jenen schnurgeraden Zug nahm, den man gewöhnlich auf den Karten verzeichnet findet.*.) Bis Lanuvium etwa lief sie allerdings gerade aus, zog sich dann aber am Hange der Berge hin, berührte Ve-
litrae, Cora, Setia, um dann über Feronia nach Terracina zu gelangen. Man vermied auf diese Weise einerseits die directe Durchschneidung der pontinischen Sümpfe und die damit verbundenen technischen Schwierigkeiten und Zeitverluste, auf der andern Seite war man sich bewußt, daß eine an den Berghängen laufende Straße die Gegend weit besser beherrsche, als eine solche in der flachen Ebene. Wie wichtig man aber dennoch die geradlinige Verbindung hielt, geht aus der, wie es scheint, gleichzeitigen Anlage eines Schif-
fahrtskanals durch die pontinischen Sümpfe mit seitlichen Maulthierpfaden hervor. Es mag dahin gestellt sein, ob dieser letztere seine Entstehung mehr den Rücksichten auf etwaige spätere Handelsbeziehungen mit dem reichen Cam-
panien verdankte, oder ob er mehr für den Proviantverkehr bei Feldzügen in's Leben gerufen wurde. Daß keineswegs die Verbindung mit Capua allein für den Bau einer ganz

*) Diese Linie wurde erst unter Trajan gebaut.

neuen Straße Veranlassung war, erhellt aus dem Umstände, daß ja die gleichfalls nach Capua führende Via latina am Nordosthange der Volsker Berge bereits bestand, und wenn diese auch einen sehr primitiven Zustand aufwies, so hätte man doch verhältnismäßig leichtes Spiel mit einer gründlichen Instandsetzung dieser alten Strecke gehabt, die man ja nur da zu verlegen brauchte, wo sie durch samnitisches Gebiet zog. Es kam also bestimmt auch darauf an, die zu Aufruhr geneigten Ortschaften des Volsker Landes in Schach zu halten; nebenbei hielt man vielleicht auch eine einzige Straße für die strategischen Zwecke nicht ausreichend.

Die technische Herstellung der Via Appia war eine vorzügliche, sie war geradezu bahnbrechend für alle späteren derartigen Bauten. Und daher läßt sich wohl annehmen, daß der Erbauer, der Censor Appius Claudius Caecus, dessen hohe Begabung ja auch politisch in dieser Zeit zu Tage trat, direct auf den Lauf und die technische Ausführung eingewirkt hat, eine Annahme, welche durch die nach damaligen streng republicanischen Sitten außergewöhnliche Thatsache bekräftigt wird, daß man der neuen Straße seinen Namen beilegte.

Alle Römerstraßen, in Italien sowohl wie in Frankreich, in den Rhein- und Moselgegenden wie im Decumatlande, haben das Gemeinsame, daß sie nicht als ein sorgfältig aufgeschütteter Erddamm erscheinen, sondern als ein vom gewachsenen Boden schichtweise aufgeführtes Bauwerk. Steinlager, abwechselnd in Geröllen und in flachen Schichten

übereinander gepaßt, meist mit einem sehr dauerhaften Cementguß verbunden, bilden den festen Untergrund, der nicht auf dem vorhandenen Terrain ansetzt, sondern sein natürliches Fundament auf dem bloßgelegten tragfähigen Boden findet. Stets aber erhob sich die flachgewölbte Krone selbst in ganz ebenen Gegenden um ein Gewisses über dem Erdboden; nur unmittelbar hinter den Städten wußt man von dieser Maßregel allenfalls ab. Daß bei dieser Sorgfalt die Abwässerung, die sichere Abgrenzung des Fahrweges &c. gebührend ins Auge gefaßt wurde, ist selbstverständlich. Nach solchen Principien ist die Via Appia erbaut und in der Folge alle Römerstraßen, die nach der Beendigung des zweiten Samniterkrieges in rascher Folge entstanden, so die Via Flaminia nach Nequinum in Südumbrien und die Via Valeria nach Alba Fucentia in der Nähe des Fuciner Sees.

Eine Verschiedenartigkeit in der Behandlung der Straßenkronen ist zu constatiren. Entweder wurden sie nämlich nur mit Grand beschüttet, oder abgepflastert. Es bleibt unentschieden, ob der Kostenpunkt dabei maßgebend gewesen, oder ob man das Pflastern nur hinausschob, um das Setzen der Dämme abzuwarten; so viel ist gewiß, daß die Via Appia ihre kostbare, aus behauenen Basaltlava-Polygonen bestehende Decke erst später erhielt. Neuhundert Jahre später schreibt Procopius voller Bewunderung, sie sei so vorzüglich erhalten, „daß die Quader, obgleich ohne metallene Klammern oder andere Verbindungsmittel hingesez't, doch so zusammenhingen, daß sie aussähen, als wie

zusammengewachsen. Und obgleich dieses Pflaster nun schon Jahrhunderte lang von Lastwagen und Zugvieh abgerieben und betreten worden, so sei es doch weder aus seinen Fugen gewichen, noch gesunken, auch hätten sich keine Gleise oder andere Eindrücke und Vertiefungen gezeigt.“ —

Es braucht wohl kaum besonders betont zu werden, daß mit dieser technischen Vollendung die spätere Verwaltung der Straßen, die Ordnung des Betriebes auf denselben, als da ist: Die richtige Eintheilung durch Meilensteine, die Einrichtungen zum Wechseln der Pferde und Maulthiere, sowie die Anlage von Herbergen in unbewohnten Gegen- den Hand in Hand ging. Man verfuhr von Anfang an so gründlich wie möglich, wenn auch nicht gelehnt werden soll, daß die Verkehrsanstalten späterhin, namentlich unter Augustus noch weitgreifende Verbesserungen erfuhrten. —

Schwerlich aber würde sich die Via Appia das Bei- wort „Königin der Straßen“ durch ihre vortreffliche Aus- führung oder ihre militärische Bedeutung errungen haben; diese Vorteile theilte sie ja mit den andern bald nachher entstandenen. Ihren Ruf verdankte sie vorwiegend ihrer äußern Erscheinung; der dichten Besetzung ihres Saumes mit Bauwerken der verschiedensten und prächtigsten Art. Jahrhunderte schwanden dahin, bevor sie ihren höchsten Glanz erreichte, jede Zeit hinterließ ihre Denksteine, ihre charakteristischen Einzelbilder. Zwar blieb die Via Appia für das römische Reich stets Militärstraße als Theil seines Organismus; für die Stadt Rom bedeutete sie aber in

späteren Zeiten noch etwas anderes: da ward sie zu einem der beliebtesten Spazierwege, da führte sie zu den zahlreichen Villen der Reichen vor dem Thore, sie diente zeitweise als Triumphstraße, vor Allem aber bildete sie sich zu einem der vornehmsten Begräbnisorte heraus. Nach diesen verschiedenen Richtungen wollen wir sie im Folgenden zu schildern versuchen.

Mit Recht haben wir die Via Appia vorwiegend als Gräberstraße bezeichnet, denn nur die oben angeführten bedeutenden Veränderungen innerhalb der Stadt im Verein mit dem allen Großstädten eigenen raschen Wachsthum vermochten der ersten Meile^{*)} der Straße — so lang war die Entfernung zwischen der alten und neuen Mauer — eine abweichende Physiognomie zu verleihen. Wenn aber auch vielleicht im Laufe der Jahrhunderte in diesem neuen Stadttheile, welcher seit der neuen Regioneneintheilung unter Augustus als die erste Region „Porta Capena“ aufgeführt wurde, die Privathäuser in dichten Quartieren vertreten waren, so hat doch die Prachtliebe der Kaiser hier nachgerade ein immer großartigeres, mit Monumentalbauten reich besetztes Stadtviertel geschaffen; der Privatbesitz wurde auch hier mehr und mehr zurückgedrängt, ganz bestimmt war von ihm unmittelbar an der Straße

^{*)} Es ist im Folgenden stets von römischen Meilen die Rede. Eine römische Meile (miliarium) = 5000 röm. Fuß = 1000 passus = 8 stadia = 1481,50 Meter. Eine röm. Meile ist daher etwa $\frac{1}{5}$ einer geogr. Meile.

nichts mehr zu sehen, nachdem die Caracallathermen gebaut waren. Alles dieses hat aber nur Gestaltung von den ersten zwei Dritteln der Wegelänge innerhalb der ersten Region, denn gerade am Schlusse derselben, gegen die Porta Appia zu verdichteten sich die Grabstätten zu großen Todtenäckern rechts und links. Wir werden diese Gegend noch zu betrachten haben; vor der Hand scheint es geboten, den Grabstätten, denen wir auf der Via Appia in allen ihren Variationen begegnen, unsere specielle Aufmerksamkeit zuwenden, und um die folgende detaillierte Beschreibung nicht zu unterbrechen, mögen einige allgemeine Bemerkungen über das Begräbniswesen bei den Römern vorangeschickt sein.

Die Gräber in ihrer Einrichtung und Ausstattung, mit ihrem Schmuck und symbolischen Ornament bilden einen lebendigen Ausdruck für die Vorstellungen der Römer von der Unsterblichkeit. Zwar gab es in Rom, wie überall und zu allen Zeiten eine große Menge Menschen, denen die Unsterblichkeit der Seele ein Phantom war; für viele, zumeist aus den höhern Ständen, hatte sogar der Gedanke an eine absolute Ruhe nach dem Tode etwas ungemein Wohlthuendes. Zahlreiche Grabschriften bestätigen dies zur Genüge. Aber im Allgemeinen finden wir die große Menge doch von dem Glauben der Väter beherrscht, daß der Mensch nach dem Tode fortlebe und zwar in der Weise, wie die alten Dichter das künftige Leben schilderten. Das Volk im Allgemeinen glaubte an das finstere Reich des Pluto und der Proserpina mit allen Nebenfiguren im

Todtenreiche, an den Neacus mit dem Cerberus als grausige Wächter der Unterwelt, an die Todtenrichter, welche die Bösen den Furien zu ewigen Martern übergeben, während sie die Guten in's Elysium senden. Die Vorstellung aber, wie sich das Leben im Elysium gestalten werde, war höchst unsicher und mag wohl je nach dem Bildungsgrade des Einzelnen eine sehr verschiedenartige gewesen sein. Bei vielen Hochbegabten, vor Allem aber der Platonischen Schule, trifft man ja wohl schon den Glauben an eine rein geistige Fortexistenz, die Mehrzahl der Römer jedoch hatte eine mehr oder weniger materielle Fortdauer des Menschen nach dem Tode vor Augen. Lebendige Beweise dafür sind die Grabstätten und ihr Inhalt. Um liebsten scheint man sich den Verstorbenen als einen das Grab umschwiegenden Dämon gedacht zu haben, der an dem, was in und an der Grabstätte vorgeht, den lebhaftesten Anteil nimmt; daher die gewissenhafte Befolgung aller traditionellen Vorschriften in Bezug auf die Bestattung, die Opfer, die Pflege der Grabstätte und die Gebräuche bei der Todtenfeier und an Gedächtnistagen. Aus demselben Grunde weihte man auch dem Verblichenen als letzte Gabe alle die Gegenstände, welche ihm im Leben lieb und theuer gewesen; sei es nun, daß man diese Dinge beim Verbrennen der Leiche dem Scheiterhaufen anheftete und sie den Flammen übergab, oder daß man sie in der Grabkammer selbst niederlegte. Ja wir finden sogar den Brauch, den Todten an den Mahlzeiten theilnehmen zu lassen durch Darbringung gewisser

Speisen auf eigens dazu bestimmten Tischen. Dem ärmsten Theile des Volks blieb es allerdings versagt; seine Todten wohlgeborgen in jenem Leben zu wissen. Die allgemeinen Begräbnispläze für die letzte Klasse der Gesellschaft sahen trostlos genug aus, traurig war die Bestattung. Für wenige Groschen wurde die Leiche bei nächtlicher Weile ohne jede Theilnahme der Erde überwiesen. Ein solcher Todtenacker lag auf dem esquilineischen Hügel außerhalb der servischen Mauer an derselben Stelle, an welcher Maecenas später seine weltberühmten Gärten anlegen ließ. Da nahm sich die Speculation der Sache an: es wurden sog. Columbarien errichtet, gewaltige Gebäude mit gemeinsamer Grabkammer, deren Wände von oben bis unten mit Nischen zur Aufnahme von Särgen und Aschenurnen versehen waren. Hier konnte auch der wenig Bemittelte eine würdige Ruhestätte für sich und die Seinigen erwerben. In einem Columbarium an der Via Appia ist eine Inschrift entdeckt worden, welche über die Gründung des Gebäudes auf Actien die eingehendsten Aufschlüsse giebt.*)

Die Behandlung der sterblichen Ueberreste ging in Rom nicht nach einheitlichem System vor sich; die Leichen wurden entweder verbrannt oder durch einfaches Begraben der langsamern Verwesung übergeben. Das Begraben scheint die ältere Sitte gewesen zu sein, jedoch ist auch das Verbrennen schon früh in Aufnahme gekommen, da sich in

*) Becker.

Bezug darauf bereits im Zwölftafelgesetze Vorschriften finden. Ein Anklang an die ältere Sitte blieb jedoch immer bestehen, denn es war Gebrauch, vor dem Verbrennen wenigstens einen Theil des Körpers abzutrennen und der Erde zu übergeben. Als Pompejus durch Meuchler-hand umgekommen war, trennte ein alter treuer Diener den Kopf vom Rumpfe und verbrannte den letztern mit den Bohlen eines alten Nachens; das Haupt wurde dem Caesar mit der Bitte übersandt, für die würdige Bestattung Sorge zu tragen. Und wie sehr man darauf hielt, daß wenigstens ein Theil des Leichnams mit Erde bedeckt werde, geht aus jener Anschauung hervor, daß sich einer groben Unterlassungsfürde schuldig mache, wer an einer unbestatteten Leiche vorüberginge, ohne sie wenigstens mit einer Hand voll Erde zu bestreuen. Es ist sehr wohl denkbar, daß lange Jahrhunderte hindurch beide Bestattungsarten gleichzeitig im Gebrauch waren; sind doch die zu Grunde liegenden Anschauungen für beide Arten durchaus keine sich gegenseitig ausschließenden. Denn wenn man beim Be-graben der mütterlichen Erde zurückgab, was ihr entstammte, so werden beim Verbrennen die sterblichen Reste den Göttern als ein Opfer dargebracht, der Geist dagegen erhebt sich zum Himmel, für den er bestimmt.*). In Wahrheit bestätigt sich ja auch die Thatsache des gleichzeitigen Brauches durch das Vorkommen von Skeletten in Sarcophagen neben

*) Becker.

Aschenurnen in ein und derselben Grabstätte. Mehr oder weniger scheint man in den verschiedenen Familien diese oder jene Bestattungsart traditionell bevorzugt haben. So war Sulla in der ganzen Gens Cornelia der erste, der verbrannt und nicht begraben wurde. Es ist auch wohl in's Auge zu fassen, daß das Verbrennen nicht unerhebliche Summen verschlang. Das Holz war an und für sich sehr theuer und die Harze, Oele und wohlriechenden Kräuter, welche die Flammen verstärken mußten, trugen ebenso sehr zur Erhöhung der Kosten bei, als die den Scheiterhaufen verzierenden Bilder, Teppiche und sonstigen Schmuckgegenstände. Schon in der Kaiserzeit kam aber das Verbrennen nach und nach außer Gebrauch, und es ist natürlich, daß, je weiter das Christenthum im römischen Reiche Eingang fand, das heidnische Opfer als etwas den christlichen Ideen Widerstreitendes bekämpft wurde, und so sehen wir denn zu Ende des 4. Jahrhunderts das Begraben als die allein herrschende Sitte.

Mochte man nun so oder so zu Werke gehen, immer fanden die Ueberreste in einer Grabkammer ihren letzten Platz. Man hat sich also diese als eine Wohnung zu denken, das Grabmal selbst als ein Haus, welchem durch seine Form und seinen ornamentalen oder bildnerischen Schmuck, nicht zum wenigsten auch durch die Inschriften der passende Charakter verliehen wurde. — Bei den alten Grabstätten Griechenlands und namentlich Kleinasiens findet man die Grabkammer anfangs als in den fels gehauene Höhle,

deren Inneres mehr oder weniger Schmuck erhält, später werden diese Felsengräber mit entsprechenden Fassaden versehen, welche namentlich den Eingang kennzeichnen; endlich bildet sich das selbständige Grabmal heraus, sei es als Monolith oder als wirkliches Gebäude. Uehnliches finden wir in Italien und es ist interessant für diese Betrachtungen, daß sich an der Via Appia eine der ältesten in den Felsen gehauenen Grabstätten vorfindet, die einem der vornehmsten Geschlechter Roms, den Scipionen angehört. Sämtliche übrigen hier vorhandenen Grabmäler mit Ausnahme einiger Columbarien, welche theilweise aus dem Felsen ausgehölt sind, gehören aber zu den sogen. Freibauten. Unter diesen kann man drei Arten unterscheiden: die Einzelgräber, die Familiengräber und die Columbarien oder Massengräber.

Die Einzelgräber haben eine sehr verschiedenartige Ausbildung erhalten, welche jedoch mehr in ihrem architektonischen Aufbau, wie in ihrer Einrichtung begründet ist. Von dem primitivsten Grabgewölbe, welches nur den Sarg und einige wenige Liebesgaben enthält bis zum prunkvollen Mausoleum haben sie doch das Gemeinsame, daß die Grabkammer durch ihre Abmessungen oder ihre eigenartige Gestalt lediglich auf eine einzelne Grabstätte hinweist. Auch architektonisch ist dieses Prinzip erkennbar. Uebrigens bewegen sich die meisten Einzelgräber in geringen Dimensionen; kann man es doch auch bei dem unter den Römern sehr ausgebildeten Gefühl für Zusammengehörigkeit zu der Familie und dem Geschlechte nur als etwas Außergewöhn-

liches betrachten, wenn Mitglieder wohlhabender Familien sich nicht in dem Erbbegräbnisse beisezten ließen. Diese kleineren Denkmäler gehören oft zu den interessantesten. Der einfache Cippus, die Stele, die Obeliskenform, die Säule mit der Büste, besonders aber die in allen Varianten vorkommende Sarcophagform bilden die Krönung des Einzelgrabes. Dabei sind dieselben außerordentlich glücklich zwischen den größern vertheilt, indem sie bald die letzten Ausläufer einer Gruppe bilden, deren Mittelpunkt ein mächtiges Columbarium oder eine große Familiengruft, bald aber zur Verbindung großer weitabstehender Monamente benutzt werden. Immer aber tragen sie, wie alle Denkmäler, die Inschrift, in welcher über Namen, Geburt und Schicksal des Verstorbenen Auskunft gegeben wird.

Die Familiengräber waren die Erbbegräbnisse in unserm modernen Sinne. Hier erschien der Gedanke, daß der Todte mit den Ueberlebenden in engster Verbindung bleiben soll, am vollkommensten ausgeprägt. Die Grabkammer war nicht ein dunkles dumpfiges Gemach, sondern die behagliche Wohnung der theuren Verstorbenen, ausgestattet mit Allem, was ihnen lieb und theuer gewesen. Je nach dem Stande oder Berufe des Entschlafenen wurden Kleider und Schmucksachen, Waffen, Instrumente und Handwerkszeug und bei Frauen Toilettengegenstände in dem Grabgewölbe niedergelegt, sehr häufig sogar Meubles in demselben aufgestellt. Vor allen Dingen fehlten nicht Götterbilder und Opferapparate zum Gebrauch bei den regelmäßig wiederkehren-

den Todtenfesten, zu denen sich natürlich auch Candelaber, Weihrauchgefäße u. s. w. als nothwendige Requisiten gesellten. Daß alsdann die architektonische Raumausbildung und die Decoration der ganzen Anlage dem Reichthume und dem Ansehen der Familie entsprechend sein mußte, darf als selbstverständlich angenommen werden. Aber mit der Grabkammer und ihrem architektonischen Aufbau war die Sache nicht abgethan. Die meisten Erbbegräbnisse lagen, wenn sie nicht auf einem im Besitz der Familie befindlichen Landgute erbaut waren, auf einem eigens dafür erworbenen Grundstücke, welches man mit einer Mauer umschloß. Dieses Areal war gestiftet, um aus dessen Erlös die fortwährende Unterhaltung des Denkmals bestreiten zu können und diese sicher zu stellen bei etwaiger Verarmung der Familie. Das Land war einem freigelassenen zu eigener Bewirthschaftung überlassen, wofür dieser verpflichtet wurde, das Denkmal in baulicher Beziehung zu erhalten, den Park zu hüten und zu pflegen und Blumen, vor allen Rosen, Veilchen und Lilien in großen Massen zu ziehen zum Gebrauche bei feierlichen Gelegenheiten. In den Park gehörte nach alter Sitte zugleich ein Gebäude für die Versammlungen der Angehörigen, gehörten Pavillons, Lauben, Brunnen und ein freier Platz vor dem Denkmal, endlich eine Brandstätte für den Scheiterhaufen und eine kleine Kapelle. Man sieht, das Areal durfte nicht zu klein sein. Wenn man daraufhin die größern Ruinen an der Via Appia mustert, so befremdet die nahe Stellung der Denkmäler untereinander eben sowohl, wie der geringe

Raum zwischen ihnen und der Straße. Wo lag nun der Park, wo der freie Platz vor dem Denkmale? Offenbar hat man sich beides von der Via Appia aus gerechnet hinter dem Monamente zu denken; dieses hatte somit zwei Hauptfronten, eine nach dem Park und eine nach der Straße zu. Und weil nun der Park oder der Friedhof, wie man ihn besser nennen müßte, eine gewisse Breite nöthig hatte, so zog sich derselbe hinter den kleinen Grabstätten ohne eigenes Areal durch, und die der Straße zugekehrte Umfassungsmauer bildete den Hintergrund für die Einzelgräber. Wahrscheinlich stieß Park an Park, und die Trennungsmauern waren gemeinschaftlich. So befremdend dies anfangs erscheinen mag, so sehr wird man bei näherer Verfolgung dieses Gedankens überzeugt, daß die Straße hierdurch einen ganz besondern Reiz gewinnen mußte, es kam auf diese Weise Rythmus in die Massen. Die dichten Bäume der Parkanlagen kamen überall zwischen den größern Architekturen zu besonderer Geltung und bildeten wohlthuende Intervalle, ohne daß sie doch die Gräberstraße wie etwas Fremdes unterbrochen hätten, dafür sorgten die in ihrem Schatten ruhenden kleinen Monamente.

Der Umstand, daß viele Familiengräber an der Via Appia nach dieser zu gar keine Thür besaßen, wohl aber nach rückwärts, scheint die oben ausgesprochene Ansicht zu bestätigen. — Mit der Zeit hat man es wahrscheinlich nicht mehr schön oder rationell gefunden, die Menge kleinerer Bauwerke in dem Friedhöfe herum zu vertheilen, man suchte

mehr und mehr die Bedürfnisse in dem Hauptgebäude nebst seinen Annexen zu befriedigen. Von nun an wurde die Grabkammer zu dem Untergeschoß eines Gebäudes, dessen oberes die Kapelle bildete. So entstanden denn Tempel auf massigem Unterbau, großartige Freitreppe führten in das Obergeschoß und der sich daraus hervorbildenden malerischen Tendenz folgend ersetzte man die Pavillons durch große schattige Nischen. Das Denkmal wird zum stolzen Mausoleum, welches seinen Höhepunkt in den Kaisergräbern des Augustus und des Hadrian gefunden hat.

Die dritte Art der Begräbnisstätten sind die Columbarien, welche meist der Speculation ihr Dasein verdankten, wenn auch oft Kaiser und Reichbemittelte für ihre Slaven und freigelassenen derartige Gebäude errichten ließen. Entweder bildeten sich Gesellschaften, deren Mitglieder die nöthigen Gelder zur Erbauung und späteren Unterhaltung einschossen, oder es führten Speculanten auf eigene Rechnung derartige Massengräber auf und veräußerten die Plätze einzeln oder in Gruppen. Natürlich wuchs dann der Vorteil, je größer man von vornherein die Grabkammern anlegte, d. h. je mehr Nischen für Aschenurnen und Särge man in den Wänden unterzubringen vermochte, und es ist daher erklärlich, daß die Columbarien die übrigen Denkmäler an Größe übertrafen; es bleibt aber anzuerkennen, wie trotz der gebotenen Sparsamkeit doch stets auf würdige äußere Erscheinung, sowie auf eine entsprechende decorative Ausstattung des Hauptraumes gesehen wurde. Dieser reprä-

sentirte ja nunmehr den Aufenthaltsort, den Sammelpunct aller Geister, welche hier ihre einstige sterbliche Hülle umschwebten.

Es erübrigt noch, Einiges über den charakteristischen Schmuck der Denkmäler zu sagen. Zu den wesentlichsten Bestandtheilen des Schmuckes gehörte die Inschriftstafel, welche über Alles, was den Verstorbenen anging, oft den reichhaltigsten Aufschluß gab. Nicht selten ist die Form so gewählt, als ob derselbe den Wanderer anredet, ihn bittet, einen Augenblick zu verweilen bei seiner einstigen irdischen Laufbahn, um Aufschluß zu erhalten über seine Verdienste und Bestrebungen. — Der mehr künstlerische Schmuck wird ebensowohl durch reiche architektonische Gliederung und Ornament, wie durch figurale Darstellungen erreicht. Voran steht bei letztern natürlich, dem Wesen der Römer entsprechend, das Portrait. In Relief, in Büsten und in ganzer Figur erscheinen die Verstorbenen vor uns, Nischen ausfüllend, Treppenwangen zierend und als oberste Bekrönung des Denkmals, welches sich alsdann meist in malerischer Silhouette zuspißt. Aber auch die Symbolik spielt eine große Rolle. Die Gedanken, welche der Tod in uns erregt, werden in mythologisch-poetisches Gewand gehüllt und in plastischen Friesen vor Augen geführt. Die Götter und Helden sind es hauptsächlich, welche den Stoff für diese plastischen Erzählungen liefern.

Eine der beliebtesten Sagen war der Tod und Auferstehung versinnbildlichende Raub der Proserpina, sie bietet

vermöge ihrer stenenartigen Abwechselung einen dankbaren Vorwurf für die erzählende Weise friesartiger Compositionen. In dem zugehörigen Ornament spielt natürlich die Narcisse, die Todtenblume, nach welcher Proserpina suchte, als Pluto aus dem Schlunde hervorstürzte, eine ebenso wichtige Rolle, als der Granatkern, das Symbol der Ehe, welchen er ihr reichte, als sie auf Geheiß des Göttervaters durch den Hermes zurückgeführt wurde, damit sie der Rückkehr nicht vergesse. — Einen ähnlichen Gedanken soll die Adonis sage anschaulich machen. Auch hier ist die Rose, welche aus den Blutstropfen der Venus entsproht, als sie den Geliebten lange vergeblich sucht und sich dabei an dem dornigen Gestüpp verwundet, ornamental verwerthet, desgleichen die Anemone, welche da emporwächst, wo sich der durch einen Eber zerrissene Adonis verblutet. — Die Gattenliebe ist in der Sage vom Admet und der Alceste zum Ausdruck gebracht; einen gleichen Vorwurf bietet die reizvolle Erzählung vom Protefilaos, welcher auf Bitten seiner Gattin Laodameia auf kurze drei Stunden zum Leben erweckt wird. — Um den Lohn zu verkünden, welcher den Edlen nach dem Tode erwartet, ist Achilles vorgeführt; er zog ein kurzes thatenreiches Leben einem langen ruhmlosen vor und erhielt dafür die Zusage auf ein Fortleben im Elysium. Auch der Gigantenkampf wird häufig dargestellt, um den Sieg des Lichts über die rohen elementaren Mächte zu veranschaulichen. Als herrliche Motive für Reliefs müssen endlich die Bacchantenzüge erscheinen, welche auf die nach dem Tode

in Aussicht stehenden Freuden hinweisen sollen; ebenso die directe Nachbildung von Traueraufzügen mit ihrem gesammten Ceremoniel. So sehen wir die reale und ideale Welt zum Schmuck der Grabstätten herangezogen.

Wir können diese allgemeinen Betrachtungen über die Grabstätten nicht schließen, ohne jener ernsten und großartigen Leichenfeierlichkeiten gedacht zu haben, wie sie sich in täglicher Wiederholung den Augen der Auf- und Abwandelnden darboten; sie waren sicher von entscheidendem Einfluß auf die Stimmung der Besucher der Gräberstraße, wenn auch nicht alle ein inneres Bedürfniß zu diesen geweihten Stätten getrieben hatte, — waren also auch von Bedeutung für das allgemeine Gepräge der Via Appia.

War der Tod eingekehrt, so pflegte man in vornehmen Häusern die Leiche im Atrium, vor der großen Öffnung zum Tablinum auf hohem Paradebett aufzubahren und so mehrere Tage auszustellen. Es muß ein ernstes, feierliches Bild gewesen sein, welches sich dem Eintretenden von dem mit Rothtannen und Cypressen geschmückten Vestibül aus darbot. Hatte schon ein jedes Atrium, halb überdacht, halb unter freiem Himmel, etwas hoheitsvolles, wieviel mehr, wenn Marmorsäulen das ringsumgehende Dach trugen, wenn im Halbschatten dieser Halle das reichgeschmückte Paradebett mit dem Verblichenen stand, welcher hier gleichsam die letzte Audienz ertheilte, wenn Palmenwedel und Cypressenzweige ein tiefgrünes und doch so belebtes Dunkel erzeugten, prächtige Candelaber die Bahre umgaben und

in Prachtgefäßen die kostlichen Specereien verglossen, um mit ihrem halb beängstigenden, halb bestrickenden Dunste den Eindruck des Feierlichen noch zu erhöhen. Und dieses ernste Bild gespiegelt in dem Marmorbecken des Atriums, in welches der volle Glanz des Tages schaute, wenn nicht ein verschleierndes Velarium das grelle Licht geheimnißvoll brach.

In dieser Umgebung verblieb die Leiche bis zur Be- gräbnissfeier.

Ist der Tag der Beisetzung erschienen, so ordnet sich vor dem Trauerhause der Leichenzug. Voran ziehen die Leichenbläser, hinter ihnen die Klagefrauen, welche Lieder auf den Verstorbenen absingen. Darauf folgt eine Truppe Tänzer und Mimen, denen merkwürdiger Weise jeder Scherz, sogar die Darstellung des Verstorbenen selbst in seinen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten gestattet ist, dann kommt der pomphafte Theil des Aufzuges, die Ahnenbilder. Jedermann von Ansehen und Rang besitzt die Wachsmasken seiner Vorfahren in besondern Schränken an den Wänden des Atriums, und mit feierlichen Ceremonien werden sie für die Procession herausgenommen, um diejenigen damit zu bekleiden, welche im Zuge die Ahnen vorzustellen haben. Auf hohen Wagen sitzen diese dann, ein Jeder mit der Amtstracht des Betreffenden angethan, ein Jeder mit den Insignien des Ranges, den der Verstorbene ehemals bekleidet hat. Die Hauptereignisse aus dem Leben des Ahnen sind in Bildern dargestellt und seinem Wagen angeheftet,

diesem voraus schreiten Lictoren. Je mehr Ahnen, desto mehr Wagen; je mehr Ruhm in der Familie, desto prunkvoller diese Wagen. — Nun erscheint der Verstorbene selbst. Aufgerichtet wie im Leben sitzt er auf seinem Paradebette und wird getragen von seinen Söhnen oder Verwandten, auch wohl von den an diesem bedeutungsvollen Tage freigelassenen Sclaven. Endlich folgen die Leidtragenden, allerlei Liebesgaben auf die Bahre werfend.

Der Zug bewegt sich dem Forum zu; die Ahnen steigen von ihren Wagen herab und lassen sich auf den von Lictoren herbeigerollten elfenbeinernen Sesseln nieder, während der Verstorbene vor der Rednertribüne niedergesetzt wird. Der nächste Angehörige beschreitet dieselbe und hält dem Entschlafenen die Gedächtnisrede. Seine Beziehungen zur Familie, zum Staate werden erörtert, seine Verdienste hervorgehoben, alle ihm widerfahrenen Ehren erwähnt, sein Character gewürdigt, das Andenken der Ueberlebenden ihm zugesichert. So widerfährt ihm die letzte öffentliche Anerkennung, dann setzt der Zug in seiner früheren Ordnung wieder ein, um den Verstorbenen nunmehr zur letzten Ruhestätte zu geleiten. Zu der Via Appia folgen wir den Leidtragenden.

Langsam bewegt sich der endlos scheinende Zug über das Forum, stolz schauen die Kaiserpaläste vom Palatin herab. Auf dem Höhenrücken der Velia, welcher Palatin und Esquilin verbindet, durchschreiten wir den Titusbogen; der Weg senkt sich allmälig gegen das Colosseum, dann

führt er rechts ab durch den Constantinsbogen am Palatin hin. Abermals eine Wendung. Sobald wir das südliche Portal des Circus Maximus erblicken, müssen wir uns links wenden, wir haben die Porta Capena erreicht. Still ist's im Zuge geworden, die Tageshitze drückt auf die Begleitung, leise rauscht die Aqua Appia, welche das capenische Thor überschreitet. Ein glänzender Stadttheil liegt vor uns, links und rechts Tempel und andere Monumentalbauten, dann der gewaltige Bau der Caracallathermen.

Die Gruppen der plaudernden Besucher treten zur Seite, um dem Trauerzuge ehrfurchtsvoll Platz zu machen. Die Straße verengt sich, dichter stehen die Grabmäler, die Ausläufer des Caelius und Aventin rücken näher zusammen, der Weg steigt sanft an. Da liegt der Drususbogen vor uns, zu beiden Seiten an den Hügeln hinauf Monument an Monument — die Necropole. Jenseits des Drususbogens erscheint die Porta Appia in der aurelianischen Mauer, mächtig, gewaltig; wir durchschreiten das Thor und befinden uns auf der Gräberstraße. Dort hinten, wo die dunkeln Pinien hervorschauen, ist das Ziel unserer Wandlung.

Schattig ist es, wo wir endlich Halt machen, ein kostlicher Hain umgibt die Grabstätte der angesehenen Familie, deren Hausherr heute bestattet werden soll, hinter dem Mausoleum aus Marmor und Bronze sehen wir den Scheiterhaufen aufgehürrmt. Um die neben ihm niedergesetzte Leiche wird es geschäftig; Seile werden herangeschafft, der Hebebock an den Holzstoß gerückt und probirt, alle Vorbereitungen zum

Hinaufwinden getroffen. Indessen suchen die Leidtragenden schattige Plätze, welche sich in der Nähe bieten; der lange Weg in drückender Hitze hat die Glieder erschlafft und noch steht der Act des Verbrennens bevor. Heute wird kein Unwetter die Ceremonie unterbrechen, wie schon so oft, tiefblau und heiter wölbt sich der Himmel über uns, die Hitze ist unerträglich. Senke den Wagen herab, Du strahlender Gott! so seufzt wohl mancher. — Einem Altar gleich thürmt sich der aus behauenem Holze geschichtete Scheiterhaufen, der mit Malerei geschmückt und mit Cypressen umgeben ist. Noch einmal suchen die flagenden Angehörigen den Anblick des Geliebten, noch einen Gruß winken sie ihm zu, während die Freunde das Gerüst mit Kleidern, Teppichen und andern Gaben behängen, dann ergreift der Sohn die brennende Fackel und mit abgewandtem Gesichte entzündet er die dürre Masse. — Rasch verbreitet sich das Feuer, prasselnd züngelt die Flamme nach dem Opfer, die Hitze drückt den Rauch herab, welcher den Umstehenden das Athmen erschwert. Dann und wann ein Lufthauch, der den Qualm zertheilt; noch steht der Scheiterhaufen stolz da, aber die Flammen schlagen unruhig über der Leiche hin und her, dem Gesichte einen unheimlichen Zug von Leben verleihend. Jetzt fangen die im Innern lagernden Harze Feuer, die Hitze vergrößert sich, der Duft der verbrannten Räucherwerke wirkt betäubend. Aber auch die Leiche steht in voller Flamme, der hagere Leib wird bald verkohlt und zu Asche sein.

Schräg fallen die Strahlen der untergehenden Sonne

und umsäumen die Albaner Berge mit kostlicher Gluth. Schon zeigen sich die wundervollen Lufttöne in den Bergparthien, leichte Wölkchen werden purpurroth gefärbt. Je mehr die Sonne sinkt, desto saftiger scheinen die Farben auf der Erde, tief satt die grünen Bäume, braunroth die verdorrte Haide, violett die Lufttöne bis zum Ultramarinblau hin. — Der unerträgliche Qualm läßt nach, die Flamme hat völlig die Oberhand gewonnen, nur auf wenig festen Puncten steht noch das Holzwerk gelagert. Gluth hier und Gluth am Himmel, Scheiden hier und Scheiden dort. — Krachend stürzt der verkohlte Holzstoß in sich zusammen. Funkengewirbel! Ein allgemeiner Aufschrei, dann ein tiefer erlösender Seufzer. — Es ist überstanden. Noch eine Viertelstunde und die Gluth hat nachgelassen, mit Wein wird sie völlig gelöscht und die Asche des Verstorbenen zum Trocknen gesammelt, während die Gebeine, in Tücher geschlagen, sofort ihrer Ruhestätte zugeführt werden. —

Rasch ist die Nacht hereingebrochen, ein kühler Wind streift von dem Tiber bis zur Via Appia herüber und fröstelnd suchen die Leidtragenden den Heimweg. Strahlend schaut der volle Mond auf das dunkle Basaltpflaster, hier und da funkelt die Vergoldung eines Denkmals durch die schattigen Massen, deren malerische Silhouetten bis zum Thore hinlaufen, welches uns dunkel und unheimlich entgegenstarrt. Jeder sucht die Stadt zu gewinnen, um dort sein Leid mit Gleichfühlenden ausklingen zu lassen oder im Strudel der Weltstadt zu vergessen. — — —

II.

Die charakteristischen Abtheilungen der Via Appia von der servischen Mauer bis nach dem etwa 15 röm. Meilen entfernten Albano wird man sich ungefähr folgendermaßen vorstellen müssen:

Zwischen der Porta Capena und der in der aurelianischen Mauer liegenden Porta Appia erhielt man, wie schon mehrfach angedeutet, den Eindruck eines überwiegend mit Monumentalbauten besetzten Stadtviertels; links eine Reihe Tempel und Heiligtümer von verschiedener Größe und Bedeutung, rechts die Caracalla-Thermen, die Gräber treten untergeordnet auf. Dies ändert sich, so wie die rechts und links liegenden Höhenzüge sich nähern und in dem so genannten Marshügel zusammen treffen. Es kann sein, daß man bei der Anlegung der appischen Straße eine Senkung in diesem Hügel benutzt, jedenfalls ist künstlich nachgeholfen worden, die Straße durchschneidet energisch die Höhe; an dieser Stelle liegt die Necropole. Fast am Schluß derselben überspannt der Drususbogen die Straße, dann folgt in kurzer Entfernung die Porta Appia. Nun kommt außerhalb dieses Thores eine Periode, deren Dominante der Mars tempel an der linken Seite ist, der Trajansbogen und der Verusbogen bilden Anfang und Schluß dieses einheitlichen Bildes. Von da ab beginnt die Via Appia den entschiedensten Charakter einer Gräberstraße anzunehmen und behält ihn ausschließlich bis zur Villa der Quintilier innerhalb der

6. Meile oder auch bis zum Grabmal der Familie Cotta (Casal rotondo) etwas weiter hinaus. Dann herrschen die Villen vor. Hat man auch wohl vorher schon bei den Quersträßen einen Blick rechts und links in die Villenvorstadt gehabt, so treten die Landhäuser jetzt hart an die Straße heran; die Gräberreihen erscheinen wieder mehr unterordnet, wenn auch vereinzelt sogar noch große Monuments vorkommen. Noch weiter werden auch die Villen spärlicher gestanden und man wird nach beiden Seiten in freie Landschaft geschaut haben, bis dann rechts die Stadt Bovillae mit ihrem Circus und Theater erschien, links aber die Villen des Clodius und Domitian, welche sich von der Via Appia bis hinauf zum steilen Rande des Albaner Sees erstreckten, die Villen um Albano herum beherrschten. — Man sieht, daß Großartigkeit und Anmuth, Kunst und Natur glücklich miteinander abwechselten. —

Es scheint, daß in der ersten Region „Porta Capenä“, dem Beginn der Via Appia, die linke Seite, vom Austritte aus der Stadt gerechnet, von den im Laufe der Jahrhunderte öfters vorgekommenen wesentlichen Aenderungen verschont geblieben ist. Die Ausläufer des Caelius traten hier so nahe an die Straße heran, daß die Heiligtümer, welche hier nachweislich schon in den ältesten Zeiten errichtet waren, für andere Bauten keinen Platz ließen, als höchstens kleinere Grabstätten. Die wichtigsten dieser Heiligtümer waren: der Hain und Tempel der Camenen und der Doppeltempel der Ehre und der Tapferkeit.

Nach einer der reizvollsten Erzählungen aus den ältesten Tagen Roms wurde der greise Numa, dem Rom die Ordnung des Götterdienstes verdankt, durch die Nymphe Egeria, eine der mit den Musen Griechenlands identischen Camenen, mit Weisheit erfüllt; und wenn er nach des Tages Mühe in nächtlicher Stille ihren göttlichen Rath einzuholen ging, dann zeigte sie ihm die Wege, wie er sein Volk beglücken und in geordnete, den Göttern wohlgefällige Zustände hinüberleiten könne. Das Urheiligtum der Egeria lag am stillen Nemi-See, scheint aber frühzeitig in die Nähe Roms übertragen zu sein. Eine trauliche Grotte innerhalb eines stillen Hains am Fuße des Caelius war ihr Sitz, welcher der jungen Nation lange Zeit ein unantastbares Heiligtum blieb. Als in späteren Tagen der Hain den Ansiedelungen weichen mußte, errichtete man allen Camenen gemeinsam einen Tempel an der Via Appia in der Nähe jener Grotte, aber weder über seine Form noch Einrichtung sind wir unterrichtet, nur so viel scheint festzustehen, daß er in unmittelbarer Nähe des Tempels „der Ehre und der Tapferkeit“ stand und sich in verhältnismäßig kleinen Dimensionen bewegte. Dieser letztere nun, der Tempel „des Honos und der Virtus“ wird stets als ein Doppeltempel bezeichnet, aber er enthielt nachweisbar 2 getrennte Cellen, welche vielleicht äußerlich durch einen Doppelgiebel* auf einer fortlaufenden Säulenreihe zu einer Einheit zusammengefaßt

*) Nach Canina.

waren, ohne damit architektonisch die Zweitheilung zu unterdrücken. Nach Becker war nämlich der Tempel des Honos schon im Jahre 234 v. Chr. von Q. Fabius Verrucosus erbaut, und es lag in der Absicht des Marcellus, das nach der Zerstörung von Syracus von ihm gelobte Heiligtum der Virtus mit jenem Tempel zu vereinigen. Dabei stieß er jedoch auf den energischen Widerspruch der Pontifices; so daß er sich genötigt sah, einen besondern Tempel neben dem des Honos zu erbauen. Der Ausdruck „Doppeltempel“ würde aber ungerechtfertigt erscheinen, wenn man sich nicht eine gewisse architektonische Einheit vorstellen dürfte; es ist daher wahrscheinlich, daß man die Wand an Wand stehenden Cellen mit einer neuen façade in dem oben angedeuteten Sinne versah und es läßt sich annehmen, daß in Folge der in Syracus gewonnenen Eindrücke die hellenischen Bauweise zur Anwendung gelangte, so daß die Auffassung Canina's wohl berechtigt erscheint. So viel ist sicher, daß eine Menge der aus jener reichen Stadt mitgeführten Kunstgegenstände in und an dem Doppeltempel aufgestellt wurde, den man sich ja sehr wohl als eine Art Schatzkammer zu denken vermag. Ob der kostbare Inhalt bei dem Neronischen Brande mit dem Tempel selbst zu Grunde ging, ist unbekannt; letzterer wurde von Vespasian an der alten Stelle in noch prächtigerer Architektur wieder aufgebaut.

Canina verzeichnet an der linken Seite der Straße noch mehrere Heiligtümer, so den Tempel der Tempestas un-

weit der den Beginn der Necropole bezeichnenden Scipionen-gräber, dann die Quelle des Mercurius unmittelbar am Capener Thore; über diese Anlagen ist indessen so wenig bekannt, daß wir ihrer füglich nur zu erwähnen brauchen. —

Gegenüber den beiden vorhin beschriebenen Tempeln lagen die Caracallathermen, deren Ruinen einen werthvollen Beitrag zu der Baugeschichte der späteren Kaiserzeit liefern, ebensowohl aber auch einen Einblick in das Leben und Treiben, in den großartigen Luxus und den damit zusammenhängenden Sittenverfall Roms gestatteten. Die Einrichtung der Thermen oder Badepaläste, als deren Schöpfer Agrippa angesehen werden muß, obgleich ihr Vorbild im Orient, vielleicht in der üppigen Stadt Alexandria zu suchen ist, schloß sich der der alten Badehäuser an. Nach Ansicht der Alten gehörte zu einem vollständigen Bade, daß man zunächst im Trocknen schwitzte, sodann ein warmes und zuletzt ein kaltes Wasserbad folgen ließ. Die bauliche Anlage mußte daher aus vier Räumen bestehen: aus dem Raum für den Ofen mit Zubehör, dem Raum für das warme Luftbad (cella tepidaria), dem für das warme Wasserbad (cella caldaria) und dem für das kalte Wasserbad (cella frigidaria). Erst später fand noch eine andere Art des Bades Eingang, das Dampfbad (laconicum); dazu wurde ein meist runder kuppelgewölbter Raum ohne Fenster hergerichtet, in welchem das Oberlicht zum Ablassen der Luft durch eine an einer Kette hängende Erzplatte geschlossen werden konnte. Die Erwärmung der Cellen geschah durch Luftheizung. Zu diesen

lediglich für das Bedürfnis bestimmten Räumen gesellten sich in den Thermen noch eine Reihe anderer, welche mehr oder weniger dem Luxus ihr Dasein verdankten, so die Palästren für die gymnastischen Spiele, ferner Ballspielplätze (sphaeresteria), Conversationszimmer (exedrae), Unterrichtshallen (ephebea), und eine Anzahl An- und Auskleidezimmer, endlich Restorationen und Läden aller Art. Man sieht, es war dafür gesorgt, das Publicum auf ernste und heitere Art unterhalten zu können; thatsächlich fand Jeder-mann in den Thermen seine Rechnung, mochte er Belehrung und inhaltvolle Unterhaltung suchen, oder nur auf das Vergnügen bedacht sein.

Hiernach wird man sich unschwer in dem riesigen Bau der Caracalla-Thermen zurecht finden, und es wird die allgemeine Vorstellung kaum noch irritiren, wenn über die Verwendung dieses oder jenes Raumes widerstreitende Ansichten herrschen. — Die ganze Anlage umfasste ein Areal von 350 m im Quadrat* und bestand aus einem ringsum laufenden Gebäudeviereck und dem von diesem eingeschlos-senen Bezirk; in letzterm erhob sich der eigentliche Bade-palast. Das Planum dieses inneren Bezirks lag etwa 8 m über der Via Appia, die Vorderfront des umgebenden Baues stand aber nicht auf dieser Terrasse, sondern in der Straßen-ebene und enthielt daher 2 Etagen, während die übrigen drei Flügel nur einstöckig aufgeführt waren. In beiden

*) Enthält also über 12 Hektaren an Flächeninhalt.

Stockwerken des vordern Flügels waren ausschließlich Einzelbäder untergebracht, der hintere barg die Sammelbassins für die einströmenden Wasserleitungen, in den seitlichen Bauten dagegen befanden sich die Räume für die Unterhaltung, den Unterricht u. s. w., außerdem die Erfrischungssäle und Läden.

Bewegten sich nun alle diese Räumlichkeiten in verhältnismäßig kleinen Dimensionen, so waren die des Badepalastes um so großartiger angelegt. Das Centrum nahm ein Saal von 56 m Länge und 24 m Breite ein, dem sich nach vorn eine Piscina von gleicher Größe anschloß, während die Mitte der Rückseite ein runder Kuppelsaal von 34 m Durchmesser auszeichnete. Mit diesen 3 Räumen würde dem allgemeinen Programm für Bäder entsprochen worden sein, wenn man den mittlern als Caldarium, den vordern tieferliegenden als Frigidarium, den hintern runden als Tepidarium betrachten wollte, und in der That hält Abel-Blouet, dessen Restaurationsproject auch unter andern Lüble für zutreffend errachtet, an dieser Bezeichnung fest. Dem steht aber entgegen, daß die Eingangshallen seitlich von der großen Piscina lagen; man würde das Tepidarium, welches doch den Beginn der Badekur bezeichnete, nicht anders haben erreichen können, als nach Durchschreitung des Caldariums und einiger Zwischenräume, es sei denn, daß man erst um das Gebäude herum und dann von der Rückseite aus direct in das Tepidarium gehen wollte. Wozu dann aber die Eingangshallen? — Anders disponirt Canina.

Er hält gleichfalls den Mittelraum für das Caldarium, die Piscina für das Frigidarium oder auch für die große Cella solaris, von der in einigen Schriftstellern die Rede, den Kuppelsaal jedoch glaubt er als das Laconicum bezeichnen zu müssen. Die Ansicht hat viel wahrscheinliches. Allerdings fehlt numehr das Tepidarium ganz, kein Raum des Hauses ist seiner Lage und Größe nach geeignet, den Zweck eines solchen zu erfüllen. Aus diesem Dilemma führt jedoch ein Ausweg, wenn man es nämlich als zulässig anerkennen will, daß der mittlere Saal den Zwecken eines Tepidariums und Caldariums gleichzeitig genügen könne. Die Temperatur dürfte ja doch für beide Badearten dieselbe sein, warum also nicht diesen Raum beiden Zwecken einräumen, wenn man noch dazu eingestehen muß, daß seine gewaltige Größe im Mißverhältniß zu den kleinen Wasserbecken steht, in denen doch offenbar nur eine geringe Anzahl gleichzeitig baden könnten? Will man sich zu dieser Annahme entschließen, so erklärt sich der ganze Organismus von selbst: durch die Eingangshallen gelangte man direct in den Mittelraum, das Tepidarium und hatte hier zugleich je nach Bedarf die zum warmen Bade nöthigen Wasserbecken.*

* Auch in den Thermen des Agrippa, des Titus und Diocletian hielt man bislang die großen Mittelsäle für die Caldarien, ohne indessen eine Erklärung dafür zu haben, wo denn nun die Tepidarien lagen, oder wie sich bei dieser Annahme die Reihenfolge der Bäder innehalten lasse. Der Verfasser weiß sehr wohl, daß gegen das Laconicum im Kuppelsaale dessen bedeutende Größe geltend gemacht worden. Allein selbst wenn man diesen Einwand als be-

Die eben erwähnten drei Räume lagen in der schmalen Breite des Gebäudes, in der Langaxe aber schlossen sich nach beiden Seiten an den Mittelsaal zwei halbrunde Säle, die Sphärestrieni oder Ballspielplätze, und darauf beiderseits säulenumgebene Höfe, die Palaestren. Eine Reihe kleinerer Räume um diese herum werden Zimmer für die Oelung und Bestäubung (elaeotisia und conisteria) gewesen sein, während die unctoria, die Räume zum Salben, naturgemäß sich den Baderäumen, hier dem Mittelsaale anschlossen. Alle jene kleinen Badezellen an der Hinterfront dienten den Palaestren zum Gebrauch.

Gewöhnlich pflegten die Thermen auch allgemeine Piscinen unter freiem Himmel zu enthalten für die große Menge derjenigen, welche das Bad nicht als eine Cur, sondern einfach als eine Erfrischung ansahen. Bei dieser Anlage scheint davon Abstand genommen zu sein; die unter dem Namen Frigidarium angeführte Piscina lag zweifellos unter Dach und Fach, denn es ist öfters in den Schriftstellern von einer großen Piscina die Rede, deren horizontale Ueberdeckung große Schwierigkeiten gemacht habe; eine andere findet sich aber nicht vor. —

Die Ruinen der Caracallathermen ermöglichen, wie man sieht, eine völlige Klarlegung des Grundrisses, zumal des Badepalastes, und etwaige Meinungsverschiedenheiten

rechtfertigt ansehen wollte, würde es dann nicht richtiger sein, den Kuppelsaal zum Caldarium zu stempeln und den Mittelsaal zum Tepidarium, wie umgekehrt? Der Verfasser.

beziehen sich lediglich auf die Art der Benutzung der einzelnen Räume. Nicht ganz so sicher ist man selbstverständlich in Betreff der Architektur, obgleich sich mancherlei Anhaltpunkte für eine Reconstruction finden. Eine der verdienstvollsten Arbeiten nach dieser Richtung ist die des mehrge nannten Canina, wenn auch im Laufe der Zeit abweichende Ansichten sich Geltung verschafft haben. Hier, wo es nicht darauf ankommt, in bestimmter Weise zu restauriren, sondern eine innere Vorstellung von dem Gesammtcharacter des Bauwerks zu erwecken, wird es gestattet sein müssen, auf jener Arbeit zu fußen. Außerdem ist glücklicherweise der Jetzzeit ein Raum erhalten geblieben, der gerade für diese Zwecke von höchster Bedeutung ist, nämlich das von Michel Angelo zu der Kirche St. Maria degli Angeli umgestaltete Caldarium der alten Diocletiansthermen. Unserer ergänzenden Phantasie kommt dies wesentlich zu Statten, zumal der Saal annähernd dieselben Dimensionen aufweist, wie der gleiche bei den Caracallathermen.

Hier wie dort war der Raum mit drei cassettirten Kreuz gewölben überspannt, deren Aufsätze von colossalen Gebälke tragenden Granitsäulen aufgenommen wurden. Jede Langseite enthielt somit drei Felder. Nun ist wohl selten eine ähnliche herrliche Behandlung und Unterbrechung der Wandflächen erfunden worden, wie hier. Pfeiler- und Säulenstellungen kleineren Maßstabes als die großen Gewölbe tragenden lösten die Wandflächen auf und ließen den Blick in die Nachbarräume frei. Während die Ecken sich gegen

Nischen öffneten, sah man durch die mittlere in die Piscina und den Kuppelsaal. Die Schmaleiten aber erschienen nur als eine ideale Trennung zwischen dem Saale und den Vorräumen zu beiden Seiten, denn hier unterbrachen Säulenstellungen die Wände fast ganz, und über ihren Gebälken und statuengeschmückten Attiken erhoben sich große, dem Hauptgewölbe concentrische Bogenöffnungen, welche den vollsten Einblick in jene beiden Vorräume von gleich prächtiger Architektur gestatteten und damit den Eindruck unendlicher Weiträumigkeit noch steigern halfen. So hatte jede Abtheilung ihre eigenen Reize: Blicke in dunkle Nischen, an deren marmorgetäfelten Wänden die Reflexe des glitzernden Wassers spielten, Blicke in die hellerleuchtete Piscina mit ihrer belebten Decoration und dem silberhellen Wasserspiegel und der plätschernden Menschenschaar — und anderseits in den grandiosen schattigen Kuppelsaal. Und diese unendlich verschiedenenartigen Reize waren nur Ausblicke von einem majestatischen Raume, dessen Verhältnisse und Decoration schon für sich genug des Fesselnden hatte. Die Beleuchtung derselben geschah durch hohes Seitenlicht an den beiden Langfronten, aber an Helligkeit überwog sicherlich stets eine Seite, so daß von einer zerrissenen Lichtwirkung nicht die Rede sein konnte. Ueberhaupt hat man sich ja als Fensterverschluß nicht etwa wasserhelles Glas zu denken, sondern entweder Marienglas oder dünnenschliffene Marmorplatten, sie waren nicht durchsichtig, sondern nur durchscheinend und werden eine ähnliche, nur etwas

wärmere Wirkung hervorgerufen haben, wie mattgeschliffenes Glas. — Und zu dieser Architektur ausgesucht prächtige Materialien: dunkle polirte Marmorschäfte zu den Säulen, helle Gebälke mit reicher Vergoldung, von denen die Gewölbesflächen wie von innerer Federkraft geschwellt emporstiegen, ein schön gemusterter Marmorboden, Fontainen in Bronze mit silberklaren Sprudeln, schwere farbenreiche, in großen Falten geraffte Teppiche in den Öeffnungen — und dazu das Heer der Statuen und sonstigen Kunstwerke in Marmor, in Gold und in Elfenbein. Kein Wunder, wenn selbst die an römischen Luxus gewöhnten Schriftsteller ob dieses Reichthums, ob dieser Kunstleistung sich in entzückten Worten Lust machten.

Der schöne Wechsel in aufeinanderfolgenden Räumen repräsentirt eine der eminentesten Kraftseiten römischer Architekten. So geschlossen und einheitlich jeder Saal, jeder Hof, jedes Gemach: fast immer war mittelst reizvoller Durchblicke schon die Vorbereitung zum nachbarlichen Raume geschaffen; von schattigen Stellen sah man in lichtdurchflutheten Parthien, von diesen in trauliche Gemächer — und wer sich satt gesehen an all' dieser Pracht von Menschenhand, der suchte die Natur in dem Parke. Aber selbst dieser hatte sich dem durchgehenden architektonischen Gesetze fügen müssen, überall war man nur bedacht gewesen, schöne Gegensätze zu den architektonischen Motiven zu schaffen. Da waren Baumgruppen und üppig frische Rasenplätze, in denen Marmorgruppen zerstreut standen, da waren Laubengänge

zum Wandeln und einsame Haine zum Rasten, da waren amphitheatralisch Sitze an den hohen Umfangsmauern der Sammelbassins errichtet für die Athletenkämpfe unter freiem Himmel; und wo man sich aufhielt, überall konnte man sehen, wonach der Blick verlangte, Kunst und Natur waren dienstbar gemacht, um dem schwelgenden Auge Genüge zu leisten oder neue Überraschungen zu bieten.

Von der Mittagszeit an wogte in diesen Hallen und Gärten ein unaufhörliches Leben und Treiben, ebenso interessant für den Künstler, der sein Auge an den ewig wechselnden Bildern inmitten einer phantasievollen Decoration erfreute, wie für den Psychologen, dem jede Lebensäußerung für seine Studien willkommen. Da sah man den in weichgepolsterter Sänfte herbeigetragenen alten Schlemmer und nebenherschreitend eine Anzahl lebensprühender Jünglinge voll ironischer Theilnahme; da war der hastige und ewig rechnende Geschäftsmann und der würdige Senator in tadeloser Toga, der geschniegelte, duftende Lebemann und der gedankenvolle Gelehrte. Uebermuthige Lust und trostlose Langeweile, Aufgehen in Genuss des Augenblicks und bittere Selbstschau, lebhaftes Verlangen, sich geltend zu machen und kühle Reserve — Alles spiegelte sich in den Gesichtern und Hantierungen dieser buntgemischten Gesellschaft, die nur in einem einzigen Punkte völlig einstimmte: in der dringenden Begierde nach Genuss. —

Die Caracallathermen enthielten 1600 Badesessel. *)

*) In den Diocletiansthermen befanden sich 3200 Badesessel.

Bei nur etwa dreimaligem Wechsel im Laufe des Nachmittags konnte man also auf etwa 5000 Besucher zählen. Dazu kam noch die gewiß nicht geringe Menge derer, welche nur Einzelbäder nahmen oder das frigidarium benützten. Welche Lebendigkeit sich daher in und vor den Thermen entfaltete, läßt sich leicht ermessen. Die marmorengesetzten Plätze vor der Hauptfront, welche den Gebäudecolosß zurückdrängten, um einen bessern Ueberblick von der Straße zu ermöglichen, erfüllte ein stetiges Gedränge, Badegäste und Neugierige, Einheimische und Fremde von allen Nationalitäten wogten durcheinander in einer Mannigfaltigkeit, wie sie nur eine Großstadt ersten Ranges hervorzurufen vermag.

Aber die Thermenbesucher und die neugierige Menge machten allein nicht dieses üppige Lebensbild aus, fast immer sah man Processionen aller Art auf der appischen Straße. Entweder war es ein Zug der Ritter, welcher sich in vollem Pompe, von dem Tempel des Honos beginnend, nach dem Capitol bewegte, oder ein langes Trauergeschoß nahm seinen Weg durch die gaffenden Scharen; heute trieb eine Vorstellung im Circus Maxentius Tausende und aber Tausende zu den beliebten Schauspielen vor der Porta Appia, morgen hielt der Kaiser feierlichen Auszug zu seiner Villa am Albaner See und mit ihm der ganze gewaltige Troß von Hofbeamten, Unterbeamten und Sclaven, in Sänften und auf Wagen, zu Pferde und zu Fuße. — Ja, großartiger, leidenschaftlicher mag es bei gewissen Gelegenheiten auf den foren hergegangen sein: ein mannigfacheres, wechselvollereres Bild gab

es sicher in der ganzen Stadt Rom nicht zu schauen, als in der 1. Region Porta Capena fast täglich. — — —

Von den Caracallathermen bis zum Beginn der Necropole ist nur eine kurze Strecke. Das schon erwähnte Scipionen-grab mag ungefähr den Beginn der linkseitigen Gräbergruppen bezeichnet haben. — Im 17. Jahrhundert*) entdeckte man in einer Vigne unweit der appischen Straße Inschriften, welche sich auf L. Cornelius Scipio, den Sohn des Scipio Barbatus bezogen und bald darauf eine eben-folche mit dem Namen des Cornelius Scipio, des Quaestoren und Militärtribunen. Weitere Nachforschungen fanden jedoch nicht statt, bis im Jahre 1780 bei Gelegenheit einer Kellererweiterung auch die Grabkammer gefunden wurde. Leider ist es versäumt worden, auf eine vollständige Conservirung des Ortes nebst seinem Inhalte Bedacht zu nehmen, man begnügte sich, die Denkmäler in die Museen zu schaffen. Platner und Bunsen haben die Gruft in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts untersucht und halten es für ausgemacht, daß der nach allen Richtungen durch neuere Mauern ver-unstaltete Raum ursprünglich eine regelmäßige, viereckige Gestalt gehabt habe, aus mancherlei Anzeichen schließen sie sogar auf das ursprüngliche Vorhandensein eines Vestibüls vor dem westlichen Eingange. Der Fußboden befand sich nach ihrer Messung etwa 10 palmi (3 Meter) über der Via Appia und war mit Peperinplatten belegt. Dem entgegen-

*) Platner und Bunsen.

stehend haben neuere Prüfungen, von denen Reber berichtet, ganz deutlich zwei Eingänge klar gestellt, nämlich den soeben erwähnten und einen andern nördlichen, welcher die Grabkammer von einer Querstraße zwischen der Via Appia und der Via latina zugänglich macht. Für diese zweite Thür spricht die Höheanlage der Grabkammer nicht unwesentlich mit; von der steilansteigenden Querstraße war das Einbringen der Särge weit leichter zu beschaffen, als von der Via Appia aus, von der man nur mittelst Rampen oder Freitreppen in die Gruft hätte gelangen können. Nach dem Reber'schen Grundrisse, welcher den jetzigen Zustand giebt, liegen, von dem nördlichen Zugange ausgerechnet, links eine Reihe von Gängen, geradeaus aber, der appischen Straße zugewendet, drei gewölbte und unter sich verbundene Kammern. Es ist somit wohl anzunehmen, daß von Anfang an zwei Eingänge existirt haben; in diesem Falle möchte der nördliche nur als Nebenthür anzusehen sein, der westliche jedoch als Hauptportal bei etwaigen Leichenfeierlichkeiten gedient haben. Sichere Schlüsse auf die innere architektonische Behandlung lassen sich nicht ziehen. Allerdings läuft über dem Eingange ein bandartiges Gesims, über welchem aus dem Felsen gehauene und mit Stuck überzogene Halbsäulen angeordnet sind, das ganze Architektursystem ist indessen nicht erkennbar, schon allein wegen der vielen, in späteren Zeiten eingebauten Backsteinmauern. An den Wandflächen findet sich stellenweise eine röthliche Ablärfbung vor. Sehr wichtig sind natürlich die wohlerhaltenen, jetzt im vaticanischen

Museum aufbewahrten Sarcophage. Sie waren meist halb in die Wand eingelassen und daher nur soweit sie hervortraten bearbeitet; der architektonisch bedeutendste ist der des Corn. Lucius Scipio Barbatus, des Kämpfers in den Samnitenkriegen. Dieses bekannte Denkmal ist mit einem griechisch-dorischen Triglyphenfriese und einem Zahnschnittgesimse versehen, über welchem sich volutenartige Eckacroterien erheben. Es ist um so wichtiger, als die etwa aus dem Jahre 250 v. Chr. stammende Architektur entschieden griechische Einflüsse zeigt, vielleicht aus dem im nördlichen Lucanien liegenden Paestum stammend; und man kann vor diesem Monumente wiederum sein Bedauern nicht unterdrücken, daß die gleichzeitigen Bauten fehlen, welche genauere Kunde geben könnten, ob griechische Kunst nicht, entgegen der bisherigen Annahme, schon vor der Eroberung von Syracus eingedrungen ist. Außer den Sarcophagen finden sich noch eine Anzahl von Inschriften vor, welche für die gelehrte Welt von höchstem Interesse sind. Niebuhr will in einigen derselben metrische Loblieder aus der Classe der Saturnischen Verse erkennen, wie solche bei Leichenbegägnissen zur Flöte abgesungen zu werden pflegten. *) — Außer den Inschriftstafeln, welche den Scipionen angehören, fand man noch zwei aus der Familie der Cossier und dem Geschlechte der Cornelier. Danach ist das Scipionengrab nicht ganz mit Recht so genannt; es ist keineswegs ein Familiengrab für die Scipionen,

*) Reber, Ruinen Roms.

sondern ein Gentilbegräbnis für das Geschlecht der Corneliier; es schien jedoch nicht gerathen, von der allgemein üblichen Bezeichnung Scipionengrab hier abzuweichen.

Ob nun dieses Felsengrab mit einem Aufbau oder einem Façadenbau verziert war, ist nicht zu constatiren. Wenn Canina in seinen Restaurationsplänen einen solchen angiebt, so hat dies in sofern einige Wahrscheinlichkeit für sich, als gerade die Parthie zwischen der genannten Querstraße bis zu der aurelianischen Mauer sich im Laufe der Zeiten zu einem prachtvollen Architekturbilde emporhob, so daß man sich vielleicht veranlaßt sah, das anfänglich schmucklose Scipionengrab in der Folge mit einer seinen Nachbaren ebenbürtigen Architektur zu versehen; die in der unmittelbaren Nähe stehenden jüngern Grundmauern lassen eine derartige Deutung jedenfalls zu. —

Inmitten der Necropole, gleichfalls linksseitig, sind es zunächst drei Columbarien, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Alle drei haben das Gemeinsame, daß ihre Grabkammern mehr oder weniger aus dem Felsen ausgehöhlt sind, die darüber errichteten Capellen aber als selbständige Bauten erscheinen. Bei dem ersten war die Capelle auf dem gewachsenen Felsen erbaut, die Grabkammer aber als dreiseitiger Corridor um den Fundamentkloß herum ausgehöhlt. In der Grabkammer sind zur Aufnahme der Aschenkrüge, wie in allen Columbarien, halbkreisförmige Nischen in dichtgedrängten Reihen übereinander eingehauen und zwar so, daß die Krüge mit ihrem Leibe in einer Vertiefung stehen, während

nur der Deckel hervorsieht; je ihrer zwei gehören in eine Nische und sind die Namen auf kleinen Marmortäfelchen über den Nischen angeheftet. Um die Grabkammer mit der Capelle zu verbinden, liegt die Decke des dreiseitigen Corridors nicht in der Höhe des Fußbodens der Capelle resp. des Felsens, sondern um einige Meter erhöht, so daß der untere Raum vom oberen aus mittelst einer Treppe zugänglich ist. Architektonisch war diese erhöhte Decke offenbar als Plattform ausgebildet und wird den Eindruck einer Terrasse gemacht haben, aus welcher sich die Capelle erhob. Das zweite Columbarium stellt sich ebenfalls als ein im Felsen liegendes Souterrain dar, enthält jedoch noch einen gemauerten Mittelpfeiler, in welchem gleichfalls Nischen für bedeutsamere Persönlichkeiten. Auch bei diesem Columbarium sind im Allgemeinen zwei Aschenurnen für eine Nische bestimmt, zuweilen jedoch erscheint auch in einer viereckig ausgehauenen Nische eine einzelne marmorne Aschenkiste mit reicher Verzierung und Inschriftstafel. Der Raum bietet für 900 Leichen resp. Aschenurnen Platz. Das dritte Columbarium erscheint in seinem Souterrain einfach als viereckiger Raum, seine Einrichtung stimmt mit den beiden andern vollständig überein. Gleichen sich somit diese drei Columbarien in Bezug auf ihre innere Disposition, so kann man, so weit der jetzige Zustand schließen läßt, nicht dasselbe von ihrer Ausstattung sagen. Die beiden ersten waren jedenfalls sehr einfach gehalten, aber in dem zweiten finden sich schon mehrere Nischen mit reicherer Umrahmung. Eine beliebte Decoration derselben

waren zwei seitlich in Stück vorgesetzte Halbsäulen, welche ein mehr oder weniger reich verziertes Gebälk mit Giebel trugen, alles war bemalt. Reber fand in einer 2 Meter hohen Nische eine Urne, eine Aschenkiste und eine Büste, Zeichen genug, daß den Besitzern ein gewisser Spielraum zugestanden war, die erworbenen Stätten nach ihrem Sinne zu schmücken. Die Ungleichheit in der Größe und Form der Nischen deutet darauf hin, daß man sie keineswegs schon bei der Erbauung einhauen ließ, man ging damit sicherlich je nach Bedürfniß vor und berücksichtigte die Wünsche der Käufer. Während in ebenderselben Grabstätte die Langseiten des Pfeilers mit Nischen bis oben hin versehen sind, trennt bei den Schmalseiten ein Gesims die obere Parthie ab und finden sich auf dem schlichten Felde Fresken, welche das bekränzte Bildniß eines Mannes, einen Pfau, Hahn, ein Kaninchen, Tauben und andere Vögel, Früchte, Geräthschaften und Rosengewinde darstellen, Alles aber ziemlich roh gemalt.*). Wie dieses in Zusammenhang mit dem Uebrigen zu bringen ist, wird sich schwer aufklären lassen; doch liegt die Vermuthung nahe, daß das Bildniß einen Mann bezeichnet, welcher sich um die Gründung des Grabes Verdienste erworben hatte. Das dritte oben erwähnte Columbarium scheint reicher behandelt gewesen zu sein. Die Einrahmung der Nischen mit Halbsäulen und Giebeln kommt häufig vor, doch ist die Bemalung auch hier noch sehr roh. An Aschenkisten

*) Reber.

wurden mehrere von Marmor und Terracotta gefunden, desgleichen 400 Marmorepigraphen, zum Theil noch an ihrer ursprünglichen Stelle, auch 5 Büsten befanden sich noch an ihrem Platze. Man will aus einer in Mosaik ausgeführten Inschrift des Fußbodens herauslesen, daß die Grabstätte von Freigelassenen aus der letzten Zeit der Republik gegründet worden ist. Die Epigraphen gehören in die Zeit des Tiberius.

Der Vollständigkeit wegen und um zu zeigen, wie verschiedenartig die decorative Behandlung derartiger Massengräber, mag noch ein solches Erwähnung finden, welches ganz nahe der Porta latina liegt. Hier finden sich deutliche Anzeichen für ein ehemals der Grabkammer vorgelegtes Vestibül, welches man zunächst betrat, um sich einem noch erhaltenen Eingange gegenüber zu befinden, über welchem eine musivische Inschrift. Unter dieser sind zwei Greife seitlich von einem Dreifuße gemalt. Oberhalb des Portals ist noch jetzt eine rechtwinklige Blende zu sehen, deren Gewölbe mit Muscheln bekleidet gewesen. Eine antike Backsteintreppe führt in eine quadratische, mit einem Tonnengewölbe geschlossene Grabkammer, welche nur in der halben Höhe in den Tuff eingehauen, in ihrem oberen Theile aber gemauert ist. Rengewinde mit Genien, welche tanzend und ruhend das Geschlinge auf das anmuthigste unterbrechen, zieren das Gewölbe. Die Eintheilung der einzelnen Grabstätten ist nach Familien vor sich gegangen, Pilaster, Halbsäulen und Giebel umschließen auch hier die Gruppen, welche in ihrer ganzen Anordnung reicher gehalten sind, als die bisher betrachteten.

In einer großen, 2,50 Meter breiten und ebenso hohen Nische befindet sich das Hauptdenkmal, es enthält 8 Aschentöpfe, vermutlich für 6 Kinder und die beiden Eltern, deren Bildnisse über der Hauptvertiefung gemalt sind. Laubgewinde und allerlei luftige Gestalten schmücken auch den Fries und das Giebelfeld dieses Hauptgrabes. Die Inschriften ergeben, daß die Grabstätte für das Gesinde des Augustus bestimmt gewesen ist.*)

Über allen diesen Columbarien wird man sich, wie schon angedeutet, Capellen zu denken haben, in welchen die Gedächtnisfeierlichkeiten vor sich gingen und deren Schmuck an Malerei und plastischem Ornament den Grabgewölben jedenfalls entsprechend war. Canina restaurirt diese Capellen durchweg in einer zwar einfachen, aber doch gediegenen Backsteinarchitektur; meistens sind die Flächen durch Pilaster getheilt, welche Gebälk und Giebel tragen. Anhaltepunkte dafür bieten die Reste der appischen Straße zur Genüge.

Offenbar war die Gegend der Necropole eine der schönsten auf der ganzen Via Appia. Mochte man von der Stadt herkommen, oder von außen durch die Porta Appia und den Drususbogen: diese Massen der verschiedensten Denkmäler, welche sich bald zu dichten Gruppen vereinten, bald einfach nebeneinander gereiht waren, hier eine bergansteigend abgetreppte Straße begrenzend, dort im Halbkreise ein großes Denkmal umschließend, sie verfehlte in ihrer Gesamtheit sicher nie,

*) Reber.

einen erhebenden Eindruck zu machen. Aber nichts übertraf die hoheitsvolle Scenerie, welche sich dem trunkenen Blicke von der Plattform der Caracallathermen darbot. Links die altersgraue servische Mauer mit dem bogengetragenen Aquäducte und gegenüber die prächtige Reihe der Tempel in immerwährendem Festschmucke, da drunten der marmor-getäfelte Platz mit seinem Kranze von Ehrendenkmalern und rechts die ernste Necropole. Auf dem Platze vor den Thermen wogt eine bunte Menschenmenge in lustigem Treiben und sorglosem Plaudern und einige hundert Schritte davon die einsame Todtenstadt zu beiden Seiten der Straße. Mächtige Columbarien bezeichnen ihren Anfang wie ein gewaltiger Accord zu Beginn eines Tongemäldes, dann lockere Reihen kleinerer Monamente, dazwischen das Grün der Terrassen und die starren, ephaeumenschlungenen Futtermauern. Dort ein emporstrebendes Denkmal auf hoher Plattform, zu der eine breite Marmortreppe führt, Sphynge lagern auf den untern Wangen, schwarze Basaltsphynge aus Aegypten, und oben stehen zu beiden Seiten Statuengruppen wie heilige Wächter der Grabstätte. Die Plattform ist mit einer Brüstung eingefasst, Ruhesitze ringsum, träumerischen Schritten wandeln Leidtragende auf dem Marmorboden und gedenken der Todten, deren Schatten sie umschweben. So stolz und so ernst, so selbständige schaut das Denkmal hervor, als wäre es ein Ding für sich in der Welt und doch ist es nur ein wohlthuender Ruhepunkt in der unzähligen Schaar der übrigen. Die dunkeln Cypressen und das saftige Buschwerk ringsherum

scheinen es herauszuheben und zu isoliren und doch leiten die kleinern durch das üppige Grün schießenden Nachbarn auf andere ebenso schöne, ebenso stolze Monamente hin. Es folgt eine lange Flucht säulengeschmückter Grabfaçaden, dahinter thürmen sich mehrgeschoßige Baumassen auf und oben krönt ein alle andern überragendes Monument und bildet mit den umgebenden Bäumen eine so herrliche Linie, daß man glaubt, Alles sei nur einem einzigen künstlerischen Gedanken entsprossen.

Aber noch charaktervoller wird das Bild, wenn dunkle Wolken den eben noch so heitern Himmel beziehen und die sonnengetränkte Landschaft plötzlich wie mit einem Riesen-schleier bedeckt zu sein scheint. Da umfaßt der Blick nicht mehr Einzelnes, sondern nur noch helle und dunkle Massen. Der eben noch so lichterfüllte Platz ist wie verwandelt, wohl stehen noch hie und da Gruppen, welche das nahe Gewitter innerhalb der schützenden Thermen abwarten wollen, aber das tändelnde Ab- und Zugehen ist vorüber. In langen Zügen eilen die beängstigten Spaziergänger dem capenischen Thore zu, ein aufgelöster Zug Leidtragender strömt gegenüber in das appische, ihm folgen die Wagen mit den Ahnenbildern. Langsam nur läßt das enge Stadithor die gewaltige Menge hindurch. Gedränge und Angstufe, schelrende Stimmen, ermahrende Worte hinüber und herüber. Allmälich ordnet sich der Zug, Schritt vor Schritt bewegt sich die schier endlos scheinende Menschenwoge. — Da heult der erste Windstoß herbei, abermalige Angstufe, erneuertes Ge-

dränge. Ein fahlgelbes Licht hat mittlerweile die Landschaft überzogen, wie Gespenster ragen die Gebäudekolosse empor. Der Blick wendet sich der Porta Appia zu, wo die Straße sich verengt, geisterhaft liegt die Necropole zu beiden Seiten; der Weg faßt kaum den wie eine unendliche Riesen-schlange sich hin und her bewegenden Menschenknäul, wie in ewiger Ruhe lagern die Monumente. Tiefschwarz die Zwischenräume, aus denen spukhaft die Cypressen hervorschauen. Noch nie hat die Stadtmauer so streng abschließend gewirkt, als gerade jetzt, denn über ihren Zinnen erstreckt sich dunkel und weithin die Ebene der Campagna mit ihren Villen und Gärten und braunrothen Rasenflächen bis zu den Albaner Bergen. Sie, die bis vor Kurzem noch im wunderbarsten Duft prangten, scheinen näher gerückt, jeder Luftton ist verschwunden; blauschwarz erscheinen die Thalöffnungen, bleiern die kahlen Bergflächen, zuweilen huscht ein fahles unheimliches Licht darüber hin.

Energischer können die Contraste nicht hervortreten zwischen Menschenwerk aus kaltem Stein und dem saftigen Schwarzgrün der umrahmenden Bäume, aber bei dieser unheimlichen Deutlichkeit erscheinen auch alle Linien härter, strenger. Doch die Natur, die stets harmonisch schafft, gleicht auch diese Dissonanzen aus, ein tiefer Wolkenschatten deckt auf einmal die Campagna und jetzt ragen leicht und ätherisch, aber auch völlig körperlos die Albaner Berge darüber weg, man sieht nur noch die vielgezackte Silhouette der Todtenstadt und in weitester Ferne die Berge, dazwischen eine dunkle,

nur hie und da aufgelichtete fläche. — Jetzt auf einmal eine lange flagende Windsbraut, dann bricht die volle Gewalt des Gewitters hervor, rasend, schauerlich und doch erlösend. Eine unendliche Wassermenge ergießt sich prasselnd über das harte Pflaster; nur wenn der Sturmwind das niederbrausende Gewölk in Massen zusammenballt und zur Seite schleudert, zeigen sich plötzlich einige dunkle Stellen der fernen Landschaft, um ebenso plötzlich zu verschwinden, man sieht nur noch zuckende Blitze und hört das Krachen des Donners und das Geheul des Windes, jeder andre Laut geht unter in dem Toben der aufgewühlten Elemente. — Längst schon hat sich der Zug auf der appischen Straße gelöst, Niemand hat beim Ausbruch des Unwetters mehr vorwärts gestrebt, sondern seitlich unter den Schutz der Bauwerke und der Bäume; in einzelnen zusammengekauerten Gruppen stehen die Menschen zwischen und hinter den Tempeln und Monumenten, der geringste Schutz ist willkommen. Nur die Wagen können nicht abseits, mit Mühe werden die Zugthiere von ihren Lenkern in dem tobenden Unwetter besänftigt, sonst hat sich Alles ergeben in das Unvermeidliche.

Rasch wie es gekommen, nimmt das Gewitter sein Ende, schon wird es hie und da licht, klarer erscheinen die Farben und in die starren Menschengruppen kommt Bewegung. Einzelne treten vor in den jetzt sanfter sich ergießenden Regen und verkünden den Uebrigen die nahende Erlösung. Da bricht die Sonne zwischen vereinzelten Wolken hervor, noch einmal eine Regenfluth, in der Alles unterzugehen scheint,

dann gewinnt das Tagesgestirn die Oberhand und erleichterten Herzens setzt sich der unendliche Schwarm wieder in Bewegung. — — —

Kurz vor der Porta Appia erheben sich die Ruinen des Drusus-Bogens. Es ist vielfach gestritten worden, welcher von den drei der Notitia zufolge die Via Appia überspangenden Triumphbogen der dem unglücklichen Bruder des Tiberius gewidmete gewesen, jedoch hält man in neuerer Zeit diesen, der seit lange den Namen Drusus-Bogen trägt, für den echten. Er war nicht, wie die meisten übrigen, dreithorig, sondern nur einthorig. Seine noch jetzt erhaltene Hauptmasse besteht aus Travertin, und mancherlei aufgefundene Bekleidungsstücke bekunden, daß er mit Marmorplatten bekleidet war; der Bogen besteht jedoch durchweg aus Marmor, ebenso die Haupt-Architekturtheile. Zwei römisch-korinthische Säulen auf hohen Postamenten flankiren beiderseits das Thor und tragen ein verkröpftes Gebälk, über welchem sich ohne Zweifel ein Giebel ausbildete. Alle Anzeichen sind vorhanden, um der Annahme Canina's beipflichten zu können, daß seitlich von diesen Säulen noch zwei gleiche mit verkröpftem Gebälk standen, welche mit den erstern hohe, von dem durchgehenden Kämpfergesims getheilte Felder zur Aufnahme von Reliefdarstellungen und Trophäen bildeten. Ueber dem Gebälk erhob sich wohl eine hohe bildnerisch geschmückte Attika und in der Mitte derselben nochmals ein zweiter niedriger Aufbau, dessen Ecken durch Trophäen geziert waren; das Ganze krönte ein Reiterstandbild des Drusus.

Jetzt steht nur noch das Thor mit dem Architrav und außerdem die flankirenden Säulen mit Bruchstücken des verkröpften Gebälks; oben auf aber erhebt sich ein roher Kloß von mittelalterlichem Backsteinmauerwerk. Aus letzterem und einem in der Nähe stehenden Backsteinpfeiler, welcher mit dem Drususbogen Flucht hält, hat man schließen wollen, daß der von Caracalla angelegte Zweigaquäduct, die Aqua Antoniniana, über den Drususbogen hinweggeführt sei und dieser gleichsam als Pfeiler zu dem Bogenwerk gedient habe. Eine solche Rohheit ist aber der späteren Kaiserzeit nicht zuzumuthen, da es doch Mittel genug gab, über das ehrwürdige Denkmal hinwegzukommen, ohne es so arg zu schädigen. Die Feststellung der Entstehungszeit des aufgemauerten Kloßes hat denn auch jene Annahme zu Falle gebracht, freilich auch die Frage um ein Bedeutendes erschwert, wie man sich nun den Drusus-Bogen, die Aqua Antoniniana und die Porta Appia als Architekturbild zu denken habe. In keinem Falle ist man berechtigt, die genannte Wasserleitung ohne Weiteres als nothwendig störendes Element an dieser architektonisch so hochbedeutsamen Gegend anzunehmen. —

Nur eine kurze Strecke hinter dem Drususbogen liegt die Porta Appia als Schluß des im Vorigen geschilderten glänzenden Stadttheils. Die aurelianische Mauer biegt nach Süden ganz bedeutend aus, und der Umstand, daß sich an der Südseite des Aventin und des Caelius die beiden Mauerringe, der alte und der neue bis auf ganz geringe Zwischenräume näherten, beweist, wie wichtig man die Einfüllung der

1. Region in den Festungsschutz hielte, sonst hätte man an dieser Stelle wohl den Lauf der servischen Mauer beibehalten.

Der aurelianische Ring überschneidet die Via Appia zwischen dem Drususbogen und dem Marstempel und schließt damit auch die Necropole ab, und es muß als eine glänzende architektonische Leistung bezeichnet werden, wie man dieser schwierigen Aufgabe gerecht zu werden vermochte. Die Porta Appia hatte zwei gewaltige Seitenthürme, die noch jetzt vorhanden, der Drususbogen baute sich dagegen in seinem oberen Theile pyramidal auf und so kann man noch heute erkennen, wie sich diese so nahe stehenden Bauwerke gegenseitig ergänzten, nicht nur in der Linie, sondern auch in der Farbe. Die aus röthlichen Backsteinen einfach aber ungemein würdevoll aufgetürmte und in Zinnen endigende Porta Appia bildete früher gewiß einen noch interessanteren, höchst malerischen Hintergrund zu dem in lebendigen Linien und reichgeschmückten flächen emporwachsenden Drususbogen von Marmor und Bronze. — — — — —

III.

Gleich hinter dem Thore befand sich höchst wahrscheinlich das Marsheilthum. Ob diese von Canina dem Tempel zugewiesene Stätte die richtige, ist vielfach angezweifelt worden, leider können die Zweifler keinen andern Platz in Vorschlag bringen. Den meisten ist die Entfernung von der Stadt zu groß *): „man wisse ja, daß alle Tempel des Mars vor

*) Natürlich ist die alte Siebenhügelstadt gemeint.

den Thoren die Einziehenden gleichsam zu begrüßen bestimmt gewesen und die Gründung dieses speciellen Heiligtums falle doch in eine Zeit, wo noch die alte servische Mauer als Grenze der Stadt gegolten habe.“ — Man vergesse jedoch einerseits nicht, daß die Via Appia gleich von Anfang an dicht mit Tempeln besetzt wurde, daß also die später folgenden naturgemäß hinausrücken mußten; andererseits aber, daß Mars für die Römer keineswegs allein Kriegsgott, sondern als Vater des Romulus Schirmherr der Stadt und des Stadtgebiets war, ein Schutzbegott für Flur und Feld, gegen Unwetter und Mischwachs. Ein Heiligtum an erhöhter Stelle inmitten der städtischen Area erscheint daher gar nicht unzulässig, und es ist also an dieser Situation festzuhalten, bis der Nachweis für eine bessere beigebracht wird. Leider ist über die Form und den architektonischen Aufbau dieses Tempels so gut wie nichts bekannt; nur aus der Situation wird man Schlüsse ziehen können, wie sich die Anlage dem Besucher ungefähr dargeboten haben kann. Die Straße lag auch hier noch im Einschnitte. Der Temenos des Tempels mag sich also auf einem Plateau des Hügelrückens befunden haben, und der Höhenunterschied bedingte demnach eine gewaltige Freitreppe den Hügel hinauf. Sollen wir mit Canina annehmen, daß kräftige Futtermauern von unten auf den Tempel vom Boden abhoben, um eine Terrasse zu bilden, auf welcher eine Säulenhalle das in der Mitte errichtete Bauwerk nach drei Seiten umgab? sollen wir uns einen vierstähligen korinthischen Porticus vor demselben oder einen

Peripteros mit einfacher Cella denken? Es ist nichts mit Sicherheit zu sagen. Das Eine läßt sich wohl vermuthen, daß der Tempel die Gegend unmittelbar hinter dem Thore beherrscht hat und daß die kleineren, vor seinen Unterbauten lagernden Grabmonumente dabei keineswegs störend wirkten. Wenn auch nicht ganz symmetrisch, so schnitten doch der Trajan's- und der Verus-Bogen die Straße vor und hinter dem Tempel gleichsam ab, und es muß sich auf diese Weise ein in sich abgerundetes Architekturbild ergeben haben mit einheitlich ausgeprägtem Character. —

Auch über diese beiden Triumphbogen fehlen bestimmtere Mittheilungen oder aufgefundene Bautheile, welche genau ihre Situation oder ihre Form errathen ließen. Nur so viel steht fest, daß der Trajansbogen im Jahre 106 n. Chr. errichtet wurde, nachdem der Kaiser die in den Donauländern ansässigen Dacier vollständig besiegt hatte. Der König dieses kriegerischen Volkes, Decebalus, hatte zwar nach einem früheren Feldzuge seine Unterwerfung unter Roms Oberhoheit angelobt, aber der ehrgeizige Mann suchte in einem zweiten Kriege die alte Unabhängigkeit wieder zu erringen. Seine Hoffnungen wurden zu Schanden, von den Trümmern seines Heeres getrennt, gab er sich selbst den Tod, als er jede Hoffnung auf ein Entkommen geschwunden sah. Sein Kopf wurde vom Rumpfe getrennt und als Siegeszeichen in jenem großartigen Triumphzuge Trajan's vorangetragen, für welchen man diesen Bogen errichtete.

Noch schattenhafter und zugleich historisch wenig inter-

essant tritt uns der Bogen des Verus entgegen. Man kennt nur seine einstmalige Existenz, weiß aber kaum einen Grund zu finden für die Ehre, welche dem Adoptiv-Bruder Marc-Aurel's damit angethan worden. Die ersten Jahre als Mitregent des Kaisers einem unthätigen und sittenlosen Leben hingegeben, ward er endlich von Legterm in den Feldzug gegen die Parther gesandt; aber er bestand auch hier nur unrühmlich, indem er sich dem aufregenden Leben in Antiochia überließ, während seine Feldherrn für ihn kämpfen mußten. —

Nach dieser leider vollständig vom Erdboden verschwundenen Baugruppe folgte nun eine fünf römische Meilen*) lange Kette von Grabmonumenten. So scheinbar verworren die Ruinen heute nebeneinander liegen, so wenig Spuren der einstigen Schönheit sie in ihrer traurigen Verstümmelung aufweisen, der Wandrer fühlt sich doch gehoben und bedrückt zugleich inmitten dieser Zeugen einer großen Vergangenheit. Jede Ruine hat etwas Unregendes, möge sie epheumispinnen im duftenden deutschen Walde stehen, oder ihr kahles Haupt auf einsamer Haide emporrecken, möge sie von düstern und unheimlichen Tagen der Vergewaltigung von Menschen geschlechtern erzählen, oder die Herrlichkeit höchster und freiester Kunstblüthe predigen. Unserer Phantasie wird Nahrung gegeben, sobald der Geistesflug in die Vergangenheit gelenkt wird, sei auch der Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt noch so groß; ja vielleicht dann gerade am allermeisten.

*) Also etwa 1 geogr. Meile.

So kommt es denn auch, daß uns selbst die Stätten geweiht erscheinen, auf denen vor Zeiten Bedeutsames vor sich ging, oder wo der Mensch voll drängender Schaffenslust in Stein und Erz erzählte von den Geschicken seines Volks, selbst wenn jede Spur davon verwischt. Gern suchen wir solche Stätten auf, denn Alles, was uns umgibt, erzählt uns von ent-schwundenen Tagen — nur müssen wir zu lauschen verstehen.

Unweit des Marshügels schneidet das Flüßchen Almo *) die Via Appia, hier befinden sich schon bedeutsame Grab-monumente. Das erste links ist das sog. Septizonium des Geta. Die Zeit seiner Entstehung ist eine künstlerisch noch immer sehr fruchtbare, denn zweifellos war Caracalla der Erbauer, dessen Thermen wir im Vorigen besprochen haben. Testamentarisch war Geta, Caracalla's Bruder, von dem Vater Septimus Serverus zum Mitregenten eingesetzt, aber zu seinem Unglück. Er wurde auf Befehl des Caracalla in den Armen seiner Mutter Julia Domna ermordet. Natürlich mußte eine solche Unthät entsprechend bestrafen werden, und diesem Motive verdankt wahrscheinlich dies Mausoleum sein Dasein. Es erhob sich nach Canina auf einem massigen, im Grundriss quadratischen Sockel und stieg von da ab in sieben Etagen immer schlanker werdend auf. Obgleich alle Zonen mit demselben, oder doch einem gleichartigen Archi-

*) Um Flüßchen Almo liegt ein Nymphaum mit Wassersprudel und einer lagernden weiblichen Figur, aber sehr defect. Lange Zeit galt dieses sehr malerisch gelegene, aber architektonisch unbedeutende Nymphaum fälschlich für die Grotte der Egeria.

tekursysteme — Säulenstellungen mit Pilastern abwechselnd — verziert waren, so kam allein durch das Einziehen der Stockwerke und das bald geringere, bald schlankere Verhältniß derselben ein gewisser Rhythmus in die einzelnen Perioden und das Ganze nahm eine obeliskenartige Form an. Die Ecken auf den Gebälken waren mit Emblemen oder Figuren geziert, so daß der in kostbaren Materialien ausgeführte Bau trotz der Wiederholung desselben Motivs in herrlicher Lebendigkeit weithin strahlte und in seiner aufstrebenden Tendenz einen schönen Gegensatz bot zu dem nicht weit davon an der rechten Seite lagernden massigen Bau des Grabmals der Priscilla, der Frau des Ascasatus, eines freigelassenen des Domitian.

Von dem Dichter Statius erfahren wir hinsichtlich dieses letztern Monumentes ziemlich eingehend, daß sich über dem quadratischen Sockel, in welchem die hohltönende Inschrift, ein runder Tambour erhob, der durch 12 Pilaster und ebensoviel Nischen für Götterfiguren geziert war. Die freibleibenden Ecken trugen da, wo sich der Cylinder auf den quadratischen Unterbau aufsetzte, Figurengruppen, welche wohlthuend den schroffen Uebergang vermittelten. Ueber dem reich verzierten und mit Palmetten gekrönten Gebälk lagen zunächst mehrere Stufen und darüber eine flache Kuppel mit Bronzeziegeln behangt, den Abschluß bildete ein vergoldeter Pinienzapfen. Das Verhältniß des Baues war sehr edel, die Breite verhielt sich nach Canina zur Höhe etwa wie 1 1 und wird bei aller Pracht den Stempel ruhiger Großartigkeit getragen haben.

Ein prächtiges Architekturbild zeigte sich weiterhin an der linken Seite bei dem Grabmal des Romulus, eines schon in jungen Jahren verstorbenen Sohnes des Maxentius. Die Architektur hatte sich unter Diocletian noch einmal im alten Glanze gezeigt, wie dessen Thermenbauten auf dem Quirinal beweisen. Nach seiner Abdankung kam unendliche Verwirrung über Rom, Maxentius bemächtigte sich, ohne sich um den Orient zu kümmern, der Herrschaft in Italien, die er bis zum Jahre 312 n. Chr. zu behaupten wußte. In dieser Zeit ist nach dem Vorbilde der Diocletianischen Bauten viel auf dem Gebiete der Architektur geleistet, und das erwähnte Grabmal, welches dicht neben dem gleichfalls von Maxentius errichteten Circus und seiner Villa lag, giebt gebührend Zeugniß davon. Inmitten eines von Arcaden umgebenen Temenos erhob sich über einer runden Grabkammer ein gleichfalls runder Kuppelgekrönter Tempel, vor welchem ein sechssäuliger korinthischer Porticus mit mächtiger Freitreppe. Die Wände im Innern des Aufbaues waren durch acht abwechselnd eckige und halbrunde Nischen geziert; korinthische Pilaster trennten diese und trugen ein Gebälk. Darüber wölbte sich dann die cassettirte Kuppel mit offenem Einfalllicht. Die ganze Anordnung erinnert an das Pantheon, aber es schwebt über der Architektur doch ein frostiger Hauch, welchen die ohne Zweifel kostbaren Materialien kaum gemildert haben werden.

Es wurde bereits der neben diesem Denkmal liegende Circus erwähnt. Derselbe liegt mit seiner Hauptaxe schräg

gegen die Straße, gegen das Grabmal des Romulus und die hinter ihm erbaute kaiserliche Villa. Diese Situation ist so auffällig, daß man nur annehmen kann, die kaiserliche Villa habe ihre Hauptfront einer von der Via Appia schräg abbiegenden Straße zugekehrt und habe die Höhe des Romulus-Denkmales nicht erreicht, der Circus hingegen sei durch Baumgruppen dem Auge des Vorbeiziehenden überhaupt entzogen gewesen. Der Circus Maxentius bietet einen direkten Aufschluß über Einrichtung und Erbauung derartiger Gebäude, deren Construction wiederum lediglich aus der Art ihrer Benutzung hervorging. Der Verlauf bei einem Rennen war etwa folgender:

Jedes Wagenrennen wurde durch einen religiösen Act eingeleitet, welcher je nach dem Character des feststages in bestimmter Weise vorgezeichnet war. Im Allgemeinen aber bestand er in einer Procession, die sich auf dem Capitol ordnete, von da zum Forum hinunterstieg und sich dann nach dem betreffenden Circus bewegte, um in das große Hauptthor an einer der Schmalseiten einzubiegen. Voran zog, wie bei allen festlichen Aufzügen, eine Schaar Bläser, dann folgte sofort die das Fest veranstaltende Magistratsperson auf hohem von Pferden gezogenen Wagen. Die höchsten obrigkeitlichen Würden erschienen natürlich auch mit dem nöthigen Pomp; wenn also z. B. der betr. Magistrat ein Consul war, so sah man ihn stehend in reicher mit gestickten Palmzweigen verziert Tunica, über welche sich die purpur schimmernde Toga in wohlgeordneten Falten legte, in der rechten Hand

hatte er das Elfenbeinscepter mit dem Adler. So konnte man in den meisten Fällen von einer solchen Erscheinung schon etwas Imponirendes erwarten, besonders da der Magistrat stets als Hauptfigur einer architektonisch aufgebauten Gruppe dastand. Hinter ihm hockte nämlich auf hohem Piedestale ein Slave, schön von Gestalt und Geberden, und hielt einen riesigen Kranz von goldenen Eichenblättern über dem Haupte des Gebieters, während seitlich und hinter diesen beiden die Familie in reichen farbigen Gewändern theils lagerte theils stand, so daß man glaubte, eine lebendig gewordene Marmorgruppe vor sich zu sehen. Hierauf folgten Götterbilder mit ihren Atttributen, entweder auf Wagen von Maulthieren und Pferden gezogen, oder auf Thronen getragen und von Baldachinen umgeben. Der Zug bewegte sich mit großer Feierlichkeit im ganzen Circus herum, überall von jubelnden Zurufen empfangen und mit ehrerbietigen Verbeugungen begrüßt; und wenn nun die Umfahrt vollendet, dann erfüllten hunderttausende von Stimmen wie ein dumpfes Brausen die Lüfte, Rufe der Ungeduld ließen sich hören, das Brausen schwoll an, bis es plötzlich verstummte in dem Augenblicke, wo der Vorsitzende des Festes von einem hohen Balcon über dem Hauptthore ein weißes Tuch in die Bahn warf als Zeichen, daß das Rennen beginne. Wie mit Zauberschlag öffneten sich dann die vier rechtsseitigen Pforten neben dem eben erwähnten Thore und gleich einer Dämonenschaar jagten die vier preiswerbenden Wagen heraus. Es hatte seinen guten Grund, daß die rechtsseitigen Carceres zum Beginn des Rennens gewählt wur-

den, denn man fuhr von rechts nach links im Circus herum; sieben Mal hin und zurück umkreisten die Wagen die Bahn, dann war der Wettkampf vollbracht; wer zuerst den verhängnisvollen Kreidestrich erreichte, war der Sieger.

So einfach sich nun der Verlauf eines Rennens ansieht, so kam dabei auf gewisse bauliche Eigenthümlichkeiten doch viel an. Stellt man sich die Bahn als langgestrecktes Rechteck vor, so ist leicht zu begreifen, wie nothwendig es war, die Mitte dieses Oblongums durch eine feste Barrière der Länge nach in zwei Hälften zu theilen, um jeder Unordnung, jeder willkürlichen Verkürzung des Umlaufs vorzubeugen. Die Ruinen dieses Circus geben uns in dieser Beziehung wichtige Aufschlüsse. Die trennende Barrière, die Spina, bestand aus einem niedrigen, wenige Meter breiten Mauerkörper, dessen Aufsätze lediglich als Schmuck aufzufassen sind. An beiden Enden standen die Zielsäulen (metae), immer aus je drei zuckerhutförmigen, mit Reliefs geschmückten Kegeln bestehend. Die Richtung der Spina war von großer Bedeutung; sie lief nämlich nicht etwa parallel zu den Umfangswänden, sondern schräg, und war anfangs an der rechten Seite weiter von der äußern Ringmauer entfernt, als links, weil die gleichzeitig aus den Carceres stürmenden Wagen in der ersten Zeit mehr Spielraum gebrauchten, als später, wo dann der eine oder andere Wagen schon im Vorsprunge war. Aus demselben Grunde lag der Anfang der Spina von der Ausfahrtsseite sehr weit ab, nämlich um die doppelte Breite des Circus, damit keinerlei beengenden Gefühle bei

den Wettkämpfern aufkommen konnten. Der Abstand der hinteren Zielsäule von der Umfangswand betrug etwa zwei Drittel der Circusbreite, um hier das gefahrvolle Umbiegen zu erleichtern, und dem entsprechend findet man auch die hintere Schmalseite stets im Halbkreise geschlossen, während die Ausfahrtsseite einen flachen Bogen beschrieb, dessen Radius ungefähr der Circusbreite gleichkam. — Die schmale Eingangsfront stellt sich beim Circus Maxentius als eine in 13 Bogenstellungen aufgelöste Architektur dar, deren mittlere als Hauptthor galt, während die übrigen, die sog. Cargeres für Wagen und Pferde und dergl. reservirt blieben. Sie waren nach außen hin mit Thoren abgeschlossen, mögen aber innerhalb nur mit einer Zugbarrière versehen gewesen sein, die man mittelst eines sichern Mechanismus momentan zu öffnen vermochte. Seitlich von den 13 Thoren erhoben sich mächtige Pylonen. War dann der Wettkauf vorüber, so zog der Sieger aus der gegenüberliegenden Schmalseite ab und hier befand sich zu diesem Zwecke eine Porta triumphalis.

Die übrigen baulichen Anordnungen eines Circus sind leicht zu verstehen. Wie bei allen Gebäuden für Schauspiele lagen die Sitze amphitheatralisch hinter- und übereinander; sie waren durch Treppen von 20 zu 20 Meter leicht zu ersteigen. Eine hohe Brustwehr schützte die vorderste Reihe der Zuschauer vor dem Herabfallen. Der Hof hatte, wenn nicht der Kaiser die Gnade fand, auf der vordersten Reihe unter den Senatoren Platz zu nehmen, eine eigene Loge, das sog.

Pulvinare, welches beim Circus Magentius in unmittelbarer Verbindung mit den Räumen der obenerwähnten Villa stand. Dieser Circus gehörte keineswegs zu den großen, er fasste nur etwa 15000 Menschen. Die Länge der noch meßbaren Rennbahn betrug 500 Meter, ihre Breite 85 Meter. —

Nicht weit davon erhebt sich an der linken Seite das allbekannte Grabmal der Caecilia Metella. Die Vorderseite enthält noch die alte Marmorinschrift: Caeciliae Qu. Cretici F. Metellae. Crassi. — Caecilia Metella war also die Tochter des Qu. Creticus und Gemahlin des Crassus, aber nicht des berühmten Triumvirn, wie vielfach angenommen wurde. Das Denkmal ist eines der am besten erhaltenen, steigt über einem quadratischen Sockel als einfacher runder Tambour auf und ist nur durch einen mit Stierköpfen und Festons geschmückten Fries und ein wirkungsvolles Hauptgesims gekrönt. Darüber erheben sich jetzt mittelalterliche Zinnen aus der Zeit der römischen Barone; man hat sich jedoch, wie auch Canina annimmt, eine einfache Attika und eine kegelartige Spitze mit Pinienzapfen als obern Abschluß zu denken. Während zur Bekleidung des im Innern mit Barnsteinen gemauerten Klohes Travertinquader verwandt sind, die sich noch vollständig erhalten haben, ist nur der Fries aus Marmor und somit das Denkmal trotz seiner Größe — der Tambour misst 29,5 Meter im Durchmesser — eines der schlichtesten, darum aber nicht weniger wirkungsvoll. Noch jetzt bildet es einen Markstein auf der verödeten Via Appia; im Volksmunde ist es wegen

seiner Friesverzierung unter dem Namen Capo di bove bekannt. —

Die bisher, also bis etwa zum dritten Meilensteine auf geführten Monamente lagen, mit Ausnahme der Grabstätte der Priscilla, an der linken Seite der Straße und es hat bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein, als sei diese Seite etwas bevorzugt gewesen; denn auch die beiden großen Columbarien für die freigelassenen des Augustus und der Livia, welche wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit den schon besprochenen nicht besonders hervorgehoben sind, standen hier. Nichtsdestoweniger ist die gegenüberliegende Seite ebenfalls dicht mit Grabstätten besetzt gewesen, dafür zeugen die vielen Fundamentmauern, auf deren Besprechung wir uns aber nicht einlassen, weil weder über ihre Geschichte noch ihre einstige Form irgend etwas zu ermitteln ist, wie wir uns ja überhaupt nur mit den wichtigsten Ruinen zu beschäftigen vermögen. Uebrigens steht doch auch das bereits erwähnte Grabmal der Priscilla an der rechten Seite und im weiteren Verlauf der Straße das Denkmal, mit dem wir uns jetzt zu befassen haben.

Es ist dies der sogenannte Tempel des Deus rediculus. Man weiß, daß Hannibal, um die Römer zu zwingen, von der Belagerung Capua's abzustehen, den bekannten Marsch vor die Thore Roms unternahm, welcher die Bewohner, eingedenk jener furchtbaren Niederlage bei Cannae, mit Furcht und Schrecken erfüllte. Da soll denn Hannibal auf der Via Appia eine Vision gehabt haben, welche ihn zur

Umkehr bewog*), und die denkwürdige Stätte, wo dies geschah, soll, so erzählte man sich in späteren Tagen, durch diesen Tempel geweiht worden sein. Es ist jedoch bekannt, daß lediglich die Sorge um die schwer bedrängte Stadt Capua Hannibal von weiterem Vordringen abhielt, und eine genauere Untersuchung dieses Tempels hat denn auch ergeben, daß er nichts weiter als eine Grabstätte mit Capelle war.

Das Gebäude stellt sich als ein auf hohem Sockel stehender Pilasterbau mit vorliegender Terrasse dar, welche letztere bis an die Straße herantritt. Canina verzeichnet in seiner Reconstruction zwei Thüren in dem Sockel, in dem Obergeschoß dagegen gar keine. Nun würden diese beiden Öffnungen ja sehr wohl zu verstehen sein; die eine straßenseitige hätte man sich etwa als zum Einbringen der Leiche vorgestrichet zu denken, während die seitliche den Eingang von einem hinter dem Gebäude liegenden Grundstücke bezeichnen könnte. Bunsen hat indeß so deutlich die Spuren eines das Sockelgeschoß durchgehends abschließenden Gewölbes entdeckt, daß die Annahme Canina's hinfällig wird. Eine Communication zwischen beiden Geschossen wäre auf seine Weise undenkbar, während sie doch tatsächlich bestanden haben muß. Man kommt daher zu dem Schlusse, daß die von ihm in dem mittlern Felde der Vorderfront im Obergeschoß gezeichnete Umrahmung nicht die Einfassung einer

*) Redire — rediculus.

Inschriftstafel, sondern ein Thürgewände deutet, wozu die Natur des noch vorhandenen obern Querstücks wohl berechtigt. Nur auf diese Weise hat auch die Terrasse an der Straße einen Sinn; sie war vielleicht, da eine Freitreppe nach vorn wegen der Nähe der Fahrbahn unmöglich, durch zwei seitliche Treppen zu ersteigen, deren Existenz die in der Nähe befindlichen Fundamentmauern anderer Denkmäler nicht widersprechen.

Die aus der Zeit Hadrians stammende Architektur ist noch völlig erkennbar. Gemauerte Backsteinpfeiler mit Terracotta-Capitälen und Basis rahmen an allen vier Seiten schlanke Wandfelder ein, welche der Höhe nach durch ein mäanderverziertes Band unterbrochen werden; über diesem liegen die verhältnismäßig kleinen Fenster. Das ganze Gehälf, einschließlich des Consolengesimses ist ebenfalls von Backsteinen gemauert, alles zeigt strenge, wohlabgewogene Formen. —

Gerade am vierten Meilensteine zeigt sich eine Ruinengruppe, welche uns bei genauerer Prüfung eine ganz besonders ausgezeichnete Stelle der alten Via Appia erkennen lässt. Es waren fast lauter Grabmäler von größern Dimensionen, welche hier gestanden haben, rechts wie links von der Straße. Lassen die Trümmer des rechtseitigen hohen Aufbaues auf ein etwa dreigeschößiges Mausoleum schließen, so bildeten die links liegenden drei Monuments offenbar unter sich eine Gruppe. Das erste war dem Anscheine nach ein quadratischer Bau mit vier korinthischen Frontsäulen und

Stufenpyramide als Abschluß; es gehörte laut Inschrift dem als Redner und Geschichtsschreiber gleich bedeutenden M. Servilius, der zu Neros Zeiten starb. Das dritte war ein rundes Monument von erheblichen Dimensionen und in ähnlichen Formen gehalten, wie das Grabmal der Priscilla; das mittlere dagegen erhält eine besondere Bedeutung, weil es zweifellos dem Andenken Seneca's gewidmet war. Wenn auch an Dimensionen weit kleiner als die Nachbarn, hatte es doch immer noch eine solche Größe, daß geringere Einzelmonumente um dasselbe herum. gruppiert werden konnten.

Man wird sich durch den Wunsch, die Grabstätte eines berühmten Mannes sicher bestimmen zu können, nicht verleiten lassen dürfen, leichtgläubig zu sein; es mag daher folgendes erwähnt werden: Canina fand an der bezeichneten Stelle die Trümmer eines sarcophagartigen Monuments mit zwei augenscheinlich kreisförmigen Nischen, dazu noch zwei wohlerhaltene Büsten und Stücke von Reliefs. Er erkannte in einer dieser Büsten zweifellos das Portrait Seneca's, in der andern das des Sokrates und zwar in Folge eines directen Vergleiches mit einer in der Villa Mattei zu Rom aufbewahrten doppelföpfigen Herme aus dem ersten Jahrhundert n. Chr., welche, wie man sicher weiß, den Seneca und den Sokrates vorstellen soll. In dem länglichen Relief glaubt man eine Darstellung des Todes des Atys zu erkennen, eines phrygischen Jünglings, welcher von Kybele bei seiner Vermählung mit der Königstochter von Pessinus mit Geistesverwirrung geschlagen ward und

sich in Folge dessen selbst verstümmelte. Also vielleicht eine Andeutung der Thatsache, daß Seneca auf Befehl des Nero selbst Hand an sich legte. Das andere Relief stellt den Tod des Sohnes des Crösus vor, welcher vom Adraastos irrthümlicher Weise anstatt eines Ebers getötet wurde. Adraastos aber, der Sohn des Königs Midas von Phrygien, stand zu Crösus in sehr nahem gastfreundschaftlichen Verhältnisse und es kann in diesem Relief daher sehr wohl wiederum ein Hinweis auf die Freundschaft des Seneca und Nero gefunden werden.

Alles dieses ließ sich nun in die gleichzeitig gefundenen Architekturtheile ohne Mühe einfügen und es kann daher über die Thatsache kaum ein Zweifel herrschen, daß man es hier mit einem dem Seneca gewidmeten Denkmale zu thun hat. Was den Fundort betrifft, so läßt sich nicht annehmen, daß die Fragmente sammt und sonders hierher verschleppt seien; man ist also genöthigt, den Standort des Denkmals in unmittelbarer Nähe des Fundortes zu suchen. Nur das kann füglich bezweifelt werden, ob der Standort auch zugleich die Grabstätte Senecas bezeichnet. Aber es ist durch Tacitus verbürgt, daß sich Seneca auf seinem Landgute am vierten Meilensteine der appischen Straße befand, als ihm der Centurio den grausamen Todesbefehl Nero's überbrachte und daß er nicht zögerte, ihn zu vollziehen. Der Fundort kann daher sehr wohl eine Stelle des zu der Villa gehörigen Parks bezeichnen — dann würde derselbe sicherlich auch die rechte Grabstätte angeben. Auf der andern Seite bleibt nicht ausgeschlossen, daß man dem Seneca, als

einer hochbedeutsamen Persönlichkeit, in unmittelbarer Nähe seiner Villa ein Ehrendenkmal setzte; und in diesem Falle hätten wir es mit einem *Kenotaphium*, einer sogen. leeren Grabstätte zu thun. Da die hier zerstreut liegenden Grabkammern keinen weiteren Aufschluß bieten, so bleibt leider der letzte Punkt bis heute unaufgeklärt.

Außer allem Zweifel steht, wie schon erwähnt, daß sich in dieser Gegend das Landgut des Seneca befunden hat. Da aber ein directer Eingang zu demselben von der Via Appia aus nicht anzunehmen ist, so wird man sich in der Nähe der soeben besprochenen Denkmalsgruppe eine Querstraße denken müssen, deren ganz bestimmt mehrere die Via Appia als Communicationswege zu den zahlreichen Villen durchschnitten, und es ist sogar wahrscheinlich, daß das Einschneiden der Querstraße vor dieser Gruppe stattfand. Denn die Besetzung der Via Appia mit Denkmälern fand ebensowohl nach landschaftlich-malerischen, als nach architektonischen Gesichtspunkten statt, und die römischen Architekten werden mit richtigem Tactgefühl einer Straßenecke auch stets eine gewisse Auszeichnung zuertheilt haben. Es scheint dringend geboten, dies wohl im Auge zu behalten, wenn man sich die „Königin der Straßen“ in ihrer alten Herrlichkeit vorstellen will. Mit dem einfachen Nebeneinanderreihen der Denkmäler, wie es Canina gethan und den Zwecken seines Werkes gemäß thun mußte, ist und bleibt das Bild ein falsches. Eine meilenlange, nur mit Grabmonumenten besetzte Straße, selbst wenn sie dann und wann

durch Baumgruppen unterbrochen, wird zu einer Unerträglichkeit, mag die Architektur im Einzelnen wie im Ganzen noch so interessant sein.

Man wird sich leicht von dem eben Gesagten durch die Betrachtung eines bestimmten Beispiels überzeugen können. Zwischen dem vierten und fünften Meilensteine liegt das Familienbegräbnis des freigelassenen Sextus Pompejus Julius und etwa 70 Meter davon entfernt ein Jupitertempel mit umgebender Säulenhalle; zwischen beiden zerstreut finden sich Reste kleinerer Monumente und anderer Gebäude, deren einstige Bestimmung unbekannt. Vergleicht man nun bei Canina (Band 6, Tafel 24) die Situation mit der perspektivischen Ansicht, so findet man, daß letztere mit ersterer durchaus nicht übereinstimmt. Canina hat sicher mit vollster Absicht diese perspektivische Verschiebung beliebt, weil ihm die Vorführung der Architektur allein maßgebend war und er sich bei einem der Situation gemäß construirten Bilde in landschaftliche Träumereien verloren haben würde. Die Planlage mit den aufgefundenen Mauerresten bietet genügendes Material, um annähernd die einstige Wirklichkeit zurechtlegen zu können: Rechtwinklig zur appischen Straße ziehen sich Mauerreste in's Feld hinein, die jedenfalls nicht mehr zu dem Tempelheiligtum des Jupiter gehören konnten, vielleicht aber bildeten sie einen Theil der den Friedhof des Sextus Pompejus einschließenden Umfangsmauer und der für den Wärter nöthigen Wirtschaftsräume. Um nun das Familiengrab in den Bezirk des Parkes hineinzuziehen,

mußte offenbar die Einfriedigungsmauer von den jetzigen Resten ab erst eine Weile parallel zu der appischen Straße und alsdann rechtwinklig auf das Monument zulaufen. Diese Annahme wird durch den Umstand erhärtet, daß die von dem Grabmal noch allein stehende Vorderwand keinerlei Spuren eines Eingangs zeigt, so daß derselbe nur an der Rückseite liegen konnte. Dies vorausgesetzt, muß neben dem Denkmale ein Zufuhrweg zu dem Friedhöfe und in dessen Umfriedigung ein Einfahrtsthür gelegen haben; und wenn das Terrain, wie in jetziger Zeit, auch damals nach rückwärts etwas anstieg, so ergiebt sich ungezwungen eine Auffahrtsrampe mit Seitentreppen für die Fußgänger und vielleicht ein dreifach geöffnetes Thür in der Art der Triumphbögen. Die Umfangsmauer war möglicherweise aus tiefrothem Backstein und von schwarzgrünen Schlinggewächsen umspolten, obenauf eine leichte Pergola; Kletterrosen und Winden rankten sich an den Pfeilern empor, dämpften mit ihrem hier- und dorthin strebenden Gezweige die harten Architekturlinien und trugen überall hin wohlthuende Farbpunkte. Und durch das statuengeschmückte Thür mit seinem leichten vergoldeten Bronzegitter sah man in das saftige Grün des Parkes, eine Cypressenallee entlang, deren Schluß eine Tuffsteingrotte mit allerlei Thiergestalten und plätschern den Wasserfällen. Mochte die glühende Mittagssonne her niederscheinen, oder der bläuliche Abendduft die ferne geheimnißvoll umschleieren, stets fand man hier ein erquiden des Bild in dieser Fülle von Farben und Linien und nur

so auch kam die prächtige Architektur erst zu ihrer vollen Wirkung.

Es braucht wohl nicht versichert zu werden, daß es nicht Absicht ist, mit der eben beschriebenen Anordnung das vormalige Bild naturgetreu wiederzugeben. An geeigneter Stelle sollte nur ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß mit der rekonstruirten Architektur allein die appische Straße den Eindruck ihrer ehemaligen Schönheit nicht wieder gewinnen kann, daß man sich außerdem noch tausend Dinge hinzudenken hat, welche dem Ganzen erst seinen vollen Kunstwerth verleihen, vor Allem die Landschaft. Die römischen Architekten waren doch, wie Niemand bestreiten wird, Meister in der Gruppierung von Bauwerken; das große Forum, das Capitol, der Palatin geben davon gebührend Zeugniß. Die Situation und die Hauptform der in späterer Zeit an diesen Stätten aufgeföhrten Gebäude bestimmte sich offenbar vorwiegend nach malerischen Gesetzen. Und wie derartige schwierige Aufgaben die beste Schule für die produzierenden Architekten waren, so bildete die Mannigfaltigkeit des Geleisteten auch ein ästhetisches Erziehungsmittel für das Volk; in Rom war die öffentliche Meinung in Sachen der Kunst sicherlich nicht gering anzuschlagen. Wie sollte man daher annehmen können, daß in einer der bevorzugtesten Gegenden vor der Stadt nicht Alles aufgeboten sei, um das Vollendetste zu leisten!

Man hat ganz sicherlich gewußt, daß ein 15 Meilen langer Straßenlauf sich in eine Menge von Einzelbildern

auflösen müsse und man wird daher eine angemessene Abwechselung in den Abschnitten ebensowohl zu erzielen gewußt haben, wie die geeignete Vertheilung von Schwerpunkten.

Das Familiengrab des *Sextus Pompejus Justus* war in seinen Abmessungen nicht gerade hervorragend, aber von sehr reicher Detaillirung in Marmor aufgeführt. Vielfache Fragmente sind aufgefunden, so auch die große Inschrifttafel, welche Canina wohl mit Recht als Hauptdecoration der an den Ecken mit schlanken Pilasterpaaren geschmückten Vorderfront aufgefaßt hat; sämmtliche Reste sind sorgfältig an den ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach zukommenden Stellen der Ruine angebracht. Aus den massenhaften Trümmern, welche sich gerade in dieser Gegend zu beiden Seiten der Straße finden, darf man schließen, daß im Alterthume hier die Monumente am gedrängtesten standen, aber es wird sich nicht nachweisen lassen, welche Umstände dafür maßgebend gewesen. Sehr möglich, daß man eine Strecke lang architektonisch zu wirken beabsichtigte, um einen Contrast zu dem folgenden Abschnitte zu schaffen, welcher sich in erster Linie landschaftlich präsentiren mußte. Die ungefähr am Schlusse dieser zusammengedrängten Gräberreihe liegende Villa der Quintilier mit ihren üppigen Parkanlagen und ihrem eigenen Aquäduct, läßt eine solche Annahme wohl berechtigt erscheinen. Gerade von den eben erwähnten Monumenten sind eine große Anzahl werthvoller Fragmente aufgefunden, welche eine ziemlich sichere Reconstruction ermöglichen.

Canina hat eine große Menge davon zusammengestellt. Da finden wir die einfache Grabcapelle, welche an der Rückwand im Innern die Nischen für Aschenurnen enthält. Der fensterlose quadratische Bau hat vorn eine Eingangsthür mit der Inschrifttafel darüber und als Krönung ein dorisches Gebälk mit atticaartigem Aufsatz; die Thür ist lediglich mit einem Bronzegitter abgeschlossen, so daß diese einzige Öffnung zugleich das Licht spendet. Da finden wir einfache Ehrendenkämler in Form von giebelgekrönten schlichten Mauerkörpern; ferner säulengetragene Baldachine in Stufenpyramiden endigend, dann wieder gewaltige schlichte Unterbauten mit Statuengruppen an den Ecken und einer Stufenpyramide in der Mitte, welche die Portraitstatue trägt. Denn am häufigsten ist das Portrait der Verstorbenen als Hauptschmuck benutzt. Es erscheint als lebensgroße Statue und als Relief, als rundes Brustbild in Nischen und in geradlinigen Umrahmungen, paarweise, zu drei, vier und noch mehreren vereinigt. Nirgends ermüdendes Einerlei, aber eine weise Berücksichtigung der Nachbarbauten, welche man nur dann zu überbieten wagt, wenn die Möglichkeit vorhanden, das neue große Monument als Mittelpunkt einer Gruppe hinzustellen, oder es gänzlich zu isoliren.

Inmitten dieser vorwiegend architektonisch wirkenden Periode lag zwischen dem vierten und fünften Meilensteine eine große Brandstätte (ustrinum) für die große Anzahl der zum gemeinschaftlichen Gebrauche bestimmte, welche bei ihrem Denkmal kein eigenes oder kein genügend großes

Grundstück besaßen, um das Verbrennen der Leichen auf eigenem Gebiete vornehmen zu können. Es war dies ein etwa 60 zu 100 Meter großer mauerumgebener Platz und deuten die an der Rückseite liegenden Grundmauern auf das Vorhandensein von Gebäuden, welche möglicherweise Wohnungen für die Bediensteten, Schuppen für Materialien, Geräthschaften u. dergl. enthielten. An solchen Plätzen fanden sich gewiß auch Händler aller Art ein, namentlich Blumen- und Specereiverkäufer, welche den Umstand, daß die Gräbnistäten hier schon ziemlich weit entfernt von der Stadt lagen, zu ergiebiger Speculation benützten. Auf den ersten Augenblick mag es den Anschein haben, als ob ein so großer, kahler Platz als störendes Element innerhalb der Gräberreihen erschienen sei; dem war aber sicherlich nicht so. Er befand sich nämlich 40—50 Meter hinter der Straßenflucht, in seiner rechtwinklig zu dieser gerichteten Hauptaxe aber lagerte hart an der Straße ein mächtiger, fast 20 Meter im Durchmesser haltender und ebenso hoher sogen. Tumulus. Dieser war, wie man leicht ermessen kann, bestimmd für die Erscheinung der Straßenpartie, denn keine Architektur in gewöhnlichen Verhältnissen ist im Stande, mit einer einfachen Kegel- oder Pyramidalform von großen Dimensionen in Bezug auf ernste majestätische Erscheinung Concurrenz halten zu können. Alles Andere trat dagegen nur begleitend, ornamental auf und es gehört wenig künstlerische Erfahrung dazu, um einzusehen, daß die ringsum liegenden Baulichkeiten sogar in sehr derben einfachen Formen gehalten sein mußten,

um nicht aus der Rolle zu fallen. Nehmen wir nur an den Ecken der Brandstätte einige schlichte Pylonen an, ferner ein Einfahrts- und ein Ausfahrtsthor zu beiden Seiten des Tumulus, ein paar in guten Linien gehaltene Schlangenwege von der Via Appia zu den Thoren und als Hintergrund des Ganzen dichte Baumparthien — so wird man sich schon denken können, daß man hier nicht eine störende, sondern im Gegentheil eine sehr imponirende Parthe zu sehen bekam. —

Zwei andere große Grabhügel liegen dicht nebeneinander an derselben Seite, um einige hundert Meter weiter hinaus. Die Tumulusform stammt aus Kleinasien; an der ganzen Meeresküste entlang, besonders in der Gegend von Smyrna, ferner in der Nähe der alten Hauptstadt Sardes giebt es ganze Gruppen solcher Grabhügel (tumuli), oft von kolossalnen Dimensionen. So erreicht das sogen. Grab des Tantalos einen Durchmesser von 60 Metern. Immer besteht ein solcher Grab-Tumulus aus einem verhältnismäßig niedrigen Mauercylinder, welcher durch concentrische und radiale Mauern in ein System von Zellen zerlegt ist und aus einem in Kegelform darüber aufgeschütteten Erdhügel. In dem Unterbau befindet sich die Grabkammer. Auch in Etrurien kommen diese eigenthümlichen Bauwerke schon in sehr alten Zeiten vor, und man hat aus ihnen und andern Anzeichen eine Stammverwandtschaft der Etrusker mit den kleinasiatischen Völkern herleiten wollen. Hier wie dort enthält der Mauercylinder den Eingang zu der Gruft, die entweder zu ebener Erde oder auch unter dem natürlichen Planum

liegt, so daß man auf Treppen hinabsteigen muß. In Etrurien ist die Grabkammer vielfach den menschlichen Wohnungen nachgebildet, also in Vestibulum, Utrium und Posticum zerlegt und dem entsprechend auch decorirt, indessen trifft man auch Gräfte, welche aus einer runden oder elliptischen Kammer bestehen. Der Mauercylinder findet sich äußerlich stets durch ein kräftiges Gesims abgeschlossen, auf welchem im Kreise herum Löwen oder Sphinge hocken; wenn der obere Kegel nicht bloß aufgeschüttet war, sondern aus einem, wenn auch mehr oder weniger regellosen Mauerwerk bestand, so zierte eine ebensolche Figur wohl auch die Spitze.

Canina nimmt an, daß die hier in Rede stehenden beiden Tumuli die Grabstätten der Horatier und Curiatier bedeuten. Ihm spricht nicht nur die alterthümliche Form für seine Ansicht, sondern auch die Ueberlieferung, daß der Kampf zwischen Rom und der Mutterstadt Albalonga gerade an dieser Stelle durch die beiderseitigen Drillingsbrüder ausgetragen worden sei. Wahrscheinlich ist jener Kampf überhaupt nur eine symbolische Mythe. Sieht man hiervon jedoch ab, so könnten diese beiden Tumuli allerdings weit eher die Grabstätten der Horatier und Curiatier decken, als das in der Nähe von Albano liegende, unter dieser Bezeichnung gehende Grabmal mit den bekannten vier Eckkegeln und einem Mittelkegel. Es ist anderweit genügend nachgewiesen, daß dieses letztere der Kaiserzeit angehört.

Uebrigens scheint das Innere dieser beiden Grabhügel noch nicht durchforscht zu sein; ein Eingang zeigt sich

nirgends, und vielleicht fürchtet man, durch ein Aufwühlen der Masse das ganze Gebilde zu zerstören. Im weitern Verlaufe der Via Appia begegnen wir noch einigen von diesen Grabhügeln; sie zeigen indessen weder eine besondere Form, noch weiß man etwas über ihre Geschichte oder Zugehörigkeit zu einer bekannten Familie, so daß sie für diese Betrachtungen lediglich den Werth einer Decoration der Gräberstraße haben.

Mit einem großen runden Denkmal von fast 35 m Durchmesser endet die öfter hervorgehobene dicht besetzte Parthei der appischen Straße. Es gilt als Erbbegräbniß der Familie Cotta. Ursprünglich war es jedoch dem Andenken des Valerius Messala Corvinus, eines Redners, der neben Agrippa, Maecenas und Pollio zu den vertrautesten Freunden des Augustus gehörte, errichtet, und zwar von seinen Söhnen, deren einer den Namen Cotta Messalinus führte. Ein Bruchstück der aufgefundenen Inschrifttafel mit dem wohl erhaltenen Namen Cotta bestätigt diese Ueberlieferung. Die Reconstruction von Canina zeigt einen schlichten mit Travertinquadern bekleideten Cylinder mit hohem Fries und palmettenbesetztem Hauptgesims, über welchem ein nicht sehr steiler massiver Kegel beginnt, der nochmals durch einen Palmettenkranz unterbrochen war; die Spitze des Kegels wird durch eine Art Laterne gekrönt. Vor dem Bauwerke, der Straße zugekehrt, zeigen sich die Reste von 4 Postamenten, welche Statuen getragen zu haben scheinen. Die jetzige Ruine zeigt straßenseitig noch den vollen Mauercylinder bis

zum Beginn des Hauptgesimses, ist aber oben derart mit Humus bedeckt, daß kräftige Bäume dort Wurzel geschlagen haben. Ein Bauernhaus mit allem Zubehör hat auf der hinteren Hälfte völlig Platz. Touristen pflegen ihre Wanderung auf der Via Appia an diesem Ueberreste der alten Herrlichkeit, welcher jetzt den Namen Casal rotondo führt, abzuschließen und auf der Plattform die herrliche Aussicht auf die nahen Albaner Berge zu genießen.

Trotzdem die Ruinen der Grabmäler von jetzt an bis Albano spärlicher vorkommen, trifft man doch dann und wann noch auf höchst interessante Reste. Zwischen dem sechsten und siebenten Meilensteine steht eine große Ruine, der sogenannte Torre selce (Kieselsteinthurm), dessen heutige Form seine einstige kaum mehr entdecken läßt. Die Grundmauern jedoch und die Fragmente von Quadern und sonstigen Architekturteilen bieten Anhalte genug für eine ungefähre Reconstruction. Danach würde dieses große Denkmal aus einem sockelartigen Unterbau von 22 m im Quadrat bestanden haben, über welchem sich ein Mauerzylinder mit Spitzdach erhob; die vor Beginn des Kegelansatzes ringsumlaufende Plattform scheint dicht mit Statuen besetzt gewesen zu sein.

Dann folgt zwischen dem achtten und neunten Meilensteine eine fernere Gruppe, welche noch sehr deutlich auf die ursprünglichen Formen schließen läßt. Das erste größere von diesen Monumenten ist ein straßenseitig mit Ecksäulen und Dreiviertelsäulen geschmückter Giebelbau; zwischen den

Säulen befindet sich eine Nische mit Portraitstatue. Das zweite stellt sich thurmartig dar, aber so, daß aus dem runden Hauptcylinder ein geringerer herauswächst, welcher mit einem Kegeldache abgeschlossen ist. Was dieses Monument vor allen vorhergehenden auszeichnet, ist ein vorgebauter Porticus über dem Haupteingange, eine bis dahin noch gar nicht beobachtete Anlage. Schließlich folgt an der rechten Seite innerhalb dieser Meile das gewaltige Grabmal des Kaisers Gallienus. Die Zeit seiner Regierung (260—268) war derart stürmisch, der Kaiser selbst so verweichlicht und träge, wenn er sich auch mitunter zu energischen Thaten auffraffte, daß man kaum annehmen kann, er habe Muße oder Neigung gefunden, nach Art des Augustus oder Hadrian sich ein eigenes Mausoleum zu errichten. Auch sein Nachfolger Claudio hat während seiner nur zweijährigen Regierungszeit schwerlich Hand an die Erbauung eines Monumentes gelegt zur Verherrlichung des Mannes, den er selbst tödlicher Weise ermorden ließ. Die Entstehungszeit dieses Riesenbaues wird daher in die Regierungsperiode Aurelians zu verlegen sein. Prächtig genug ist es gewesen, ohne gerade besonders originell zu sein, denn es baute sich in ähnlicher Weise auf, wie das Hadrians-Denkmal. Ueber einem runden Sockel erhob sich ein schwächerer Cylinder, welcher von einem Säulengange umgeben war; zwischen den Säulen standen auf Postamenten Statuen, oben ein flacher Kegel mit Pinienzapfen. Die mächtigen Verhältnisse sind aus der Ruine noch sehr wohl zu entnehmen.

Die Straße nähert sich den Albaner Bergen und beginnt sanft anzusteigen, es folgt rechts noch ein großer Tumulus, welcher sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß der Mauerkranz nicht in der üblichen Weise schlicht, sondern durch Pilaster besetzt gewesen ist. Der Eingang war an der Rückseite, zwei der Biegung des Mauerwerks folgende Treppen führten auf ein Podest, von welchem aus man das Portal betrat. Ein risalithartiger Ausbau, ohne Zweck, nur Decoration, befand sich an der Vorderseite. Diese scheinbar weit reichere Anordnung des Unterbaues kann schwerlich von besonderer Wirkung gewesen sein. Die mächtige Hauptform hat offenbar die Wirkung des Details gar nicht aufkommen lassen, so daß die Vermuthung nahe liegt, man habe es hier nicht mit einer alten Grabform, sondern mit einer alterthümelnden Nachahmung zu thun.

Dann weiterhin links noch einmal ein mächtiger Rundbau mit vorgelegten Dreiviertelsäulen und statuengeschmückten Nischen dazwischen, das Dach in Kegelform mit mehrfacher Unterbrechung durch Palmettenreihen. Bei diesem Denkmal ist das Innere völlig durchforscht. Im Centrum befindet sich eine kreuzförmige Grabkammer, und der an der Rückseite liegende Eingang führt zunächst zu zwei bogenförmig der Peripherie folgenden Treppen, mittelst welcher man eine Plattform über dem Hauptcylinder besteigen kann. So instructiv das Monument jedoch in Bezug auf die Einrichtung derartiger Bauten ist, so wenig Anzeichen haben sich leider gefunden, um die einstigen Besitzer feststellen zu

können; nach den Resten des Backsteinmauerwerks muß man seine Entstehung in die letzte Zeit der Republik verlegen.

Wer heutzutage auf der verödeten Via Appia von Rom nach Albano wandert, mag leicht der irrthümlichen Ansicht verfallen, die Bebauung der Straße habe in dieser Gegend mehr und mehr aufgehört. Dem war aber durchaus nicht so. Allerdings standen die Grabstätten jetzt spärlicher, aber die Villen mit ihren Gärten und Waldungen traten statt dessen in den Vordergrund; das Geschlossene der Gräberstraße hörte auf, aber Bilder anderer Art mit weiterem Gesichtsfelde erschlossen sich dem überraschten Blicke. Wir werden uns im Folgenden noch mit diesen Anlagen zu beschäftigen haben; hier sei nur noch ein Grabmonument erwähnt, welches weniger durch seine Architektur bedeutend war, als durch den Namen, der damit in Verbindung gebracht wird. Man schreibt es nämlich dem Pompejus zu, und seine Ruine liegt in der Nähe der jetzigen Stadt Albano, in unmittelbarer Nähe der weiträumigen Eingangshallen der ehemaligen Villa des Domitian. Von Cicero erfahren wir, daß Pompejus ein Landhaus bei Albano besaß, und Plutarch erzählt, daß Pompejus' zweite Frau Cornelia dem Andenken ihres Gemahls ein großes Monument in der Nähe dieser Villa errichten und in demselben die sterblichen Ueberreste des Ermordeten beisezten ließ. Wenn dieses wirklich geschah, so kann es sich nur um den Kopf gehandelt haben, welchen man dem Cäsar zuschickte, nachdem der Körper durch einen

alten Diener am Strande bei Pelusium verbrannt worden war. Der Schriftsteller Varro dagegen bricht in die Klage aus: „daz ein gewisser Lucinus in einer marmornen Gruft ruhe, Cato nur in einer kleinen, Pompejus dagegen in gar keiner.“ Da nun die Ueberreste nicht aufgefunden sind, nach denen man ein sicheres Urtheil gewinnen könnte, so bleibt der Nachweis über die Zugehörigkeit des Denkmals der weitern Forschung vorbehalten. — Nach Canina bestand das Bauwerk aus vier Stockwerken; das untere schlicht, die oberen drei mit Pilastern ringsum geschmückt, eine Pyramide schloß den thurmartigen, architektonisch ziemlich unbedeutenden Bau ab. — —

Wir haben die Beschreibung der Gräberstraße im engern Sinne nicht mit der Einschaltung anderer Bauwerke, die sich in ihrem Verlaufe vorfinden, zu unterbrechen gewagt und nur bei dem Circus Maxentius, der ja mit dem Romulusdenkmale in engem Zusammenhange steht, eine Ausnahme gemacht. Angedeutet ist bereits früher, daß etwa vom sechsten Meilensteine ab die Grabmonumente nicht mehr die dominirenden Bauwerke gewesen, vielmehr von hier ab die Villen vorgeherrscht haben. Wir sehen uns also genötigt zurückzugreifen, um das Straßenbild entsprechend zu ergänzen.

Nicht weit vom Circus Maxentius lag zunächst die Villa des Herodes Atticus, eines bekannten Redners aus der Zeit Hadrians. Unsere Kenntniß von diesem sicher nicht unbedeutenden Bau beruht aber lediglich auf einer Handzeichnung aus einem Codex in der Bibliothek des Vaticans,

welche einen Grundriß und eine perspectivische Frontansicht zeigt von einem zu der Villa gehörenden Rundtempel. Wie und zu welchem Zwecke dieser in den Complex des Landgutes eingefügt war, entzieht sich gänzlich unserm Urtheil. — Nicht viel besser geht es uns mit dem in der Nähe liegenden, auch schon früher erwähnten Jupitertempel. Die Ruinen, so malerisch sie sind, deuten doch auf nichts als einen Grundriß von quadratischer Gestalt und drei fast je eine ganze Quadratseite einnehmende Apsiden, allenfalls läßt sich noch das Vorhandensein eines viersäuligen Porticus vermuthen.

Bei Weitem verständlicher sind uns die Ruinen der Villa der Quintilier in der sechsten Meile. Die Quintilier bildeten eine der ältesten patricischen Familien, welcher unter andern bekannten Persönlichkeiten auch der Stadthalter des Augustus, Quintilius Varus angehörte. Die Erbauer dieser Villa aber waren ein Brüderpaar: Condianus und Maximus Quintilius, Männer von hohen Gaben und seltenen Charaktereigenschaften, welche unter Antoninus Pius das Consulat erlangt, unter Marc Aurel Griechenland verwaltet und schließlich mit Auszeichnung gegen die Germanen gefochten hatten.^{*)} Ihre vortrefflichen Eigenschaften, ihre Eintracht unter einander, nicht zum wenigsten auch ihre großen Reichtümer waren Anlaß genug für den argwöhnischen und grausamen Commodus, sie ermorden zu lassen und nach

*) v. Reumont.

einiger Zeit auch ihre Güter einzuziehen, da der einzige Nachkomme, der Sohn des Maximus nach der Ermordung des Vaters spurlos verschwand. So wurde denn in der Folge diese Villa zu einem Lieblingsaufenthalt des Kaisers, welcher hier mit seinem Günstling Kleander üppige Tage verlebte, bis auch diesen das Schicksal ereilte. Commodus ließ ihn hinrichten, um einen Tumult zu beschwichtigen, den der freche Günstling heraufbeschworen hatte.

Der Eingang dieser Villa schob sich zwischen einen Herculestempel und ein großartiges Nymphaeum. Vielleicht waren aber diese Theile des Landhauses zum Gebrauche für die Vorüberziehenden geschaffen. Das Nymphaeum besonders scheint von großem Reiz gewesen zu sein, halb Zimmer, halb Grotte; im Hintergrunde eine große Nische mit Kuppelgewölbe. Wasserräder sprudelten aus Löwenköpfen und Delphinsrachen, um schließlich in einem großen Marmorbecken zusammenzuliefen. Dem auf glühend heißer Landstraße einher Wandernden wird dieser lauschige Raum sicher ein willkommener Ruhepunkt gewesen sein. — Man kam nun beim Eintritt in die Villa zunächst in ein rings von einer Säulenhalle umgebenes Vestibul; weiterhin verdreifachten sich die Säulen und man trat zwischen ihnen hindurch in einen riesigen Hof, dessen Character wohl dem der Peristyle in den städtischen Wohnungen glich. Und dieses Peristyl war nun erst der Vorhof zu dem eigentlichen Palaste, dessen Hauptfaçade man von hier ab sah. Sie bestand wahrscheinlich aus einer Säulenstellung in der Mitte und zwei seitlichen

Thürmen von quadratischem Grundrisse, welche oben je ein Belvedere trugen. Indem man nun die Säulenhalle der Vorderfront durchschritt, gelangte man in ein mächtiges Atrium, an welches sich Räume der mannigfaltigsten Art und Bestimmung anschlossen, unter andern ein 40 Meter breiter und 50 Meter langer dreischiffiger Oecus, der mit seiner halbrunden Nische an die Basiliken Roms erinnerte. Ob das nach Süden zu rechtwinklig herauspringende Stadium von den Quintiliern geschaffen, oder durch Commodus hinzugefügt wurde, läßt sich nicht feststellen, und in gleicher Ungewißheit bleibt man über die an der Nordseite gelegenen umfangreichen Bäder mit der großen Piscina, deren Ruinen noch heute sichtbar. Ein eigener Aquäduct speiste dieses Sammelbecken, das Nymphaeum und den an der Rückseite der Villa gelegenen großen runden Baderaum. Die große, wahrhaft vornehme Disposition läßt vermuthen, daß die Kunst unter den Antoninen hier eine ihrer glanzvollsten Leistungen präsentierte. —

In der achten Meile erscheint wiederum links eine große Exedra, ein halbrunder Ruhesitz von großen Dimensionen, dann kommen weiterhin rechts Mauerreste der Villa des Gallienus hinter dem schon besprochenen Grabmale desselben Kaisers, endlich in der zwölften Meile die Ruinen der Stadt Bovillae mit ihrem Theater und Circus. Diese beiden Bauwerke lassen sich nach ihren Resten recht gut wiederhergestellt denken, ohne daß sie jedoch Eigenthümlichkeiten böten, welche ein besonderes Eingehen auf dieselben rechtfertigte.

Was dieser Stätte eine ganz besondere Bedeutung verleiht, ist, daß das Julische Geschlecht seine Abstammung aus Bovillae herleitete, und in der That finden sich auch noch an der Südseite des Circus die Reste zweier kleiner Heiligthümer, welche diesem weltberühmten Geschlechte angehörten, aber gerade ihre Reconstruction ist unmöglich.

Die hohe Schönheit dieser Gegend, die köstliche Luft, die Nähe der beiden reizenden Wasserbecken, des Albaner- und des Nemi-Sees, hatten schon frühzeitig die römische Aristocratie zu der Erbauung von Villen an dem westlichen Hange des Albaner Berges verlockt, an dessen Fuße Bovillae lag. Pompejus hatte in der Nähe des jetzigen Albano einen Landsitz, ebenso der bekannte Democreatenführer Clodius; sie wurden aber beide in Schatten gestellt von der großartig schönen Besitzung des Domitian, in der die Villa des Pompejus wahrscheinlich aufging.

Die Villa des Clodius lag mit ihrem Hauptkörper schräg gegen die Via Appia; man darf aber wohl mit Canina vermuthen, daß die bis dicht an die Straße herantretenden Vorbauten, welche sich dem Berghange folgend terrassenförmig abstuften, jene Unregelmäßigkeit dem Auge entzogen. Clodius ist bekanntlich zu einer traurigen Berühmtheit gelangt, indem er, auf den Schutz Cäsars bauend, die Verbannung Cicero's durchzusetzen wußte. Die Vergeltung für all' sein ruchloses Treiben traf ihn hier dicht vor seiner Albaner Villa, wo ihn der Tribun Milo, welcher die Zurückberufung Cicero's durchgesetzt hatte, einst bei Gelegenheit

eines nächtlichen Zusammentreffens auf der Via Appia niederstach. Die noch vorhandenen Substruktionen lassen auf einen bedeutenden Umfang seines Landstiftes schließen; bis hinauf nach Castel-Gandolfo erstreckten sich die verschiedenen baulichen Anlagen. —

Was nun die Villa Albano des Domitian betrifft, über die wir uns nunmehr auszusprechen haben zum Schluß unserer Betrachtungen über die Via Appia und deren Bauten, so muß allerdings vorweg bemerkt werden, daß eine sichere Reconstruction des Grundrisses und Aufbaues unmöglich ist. Gleichwohl sind die noch vorhandenen Substruktionen, namentlich der Terrassenbauten, von bedeutendem Umfang, einzelne Theile des Baucomplexes, wie das Theater und das Stadium lassen sich noch bestimmt wiedererkennen, schließlich zeigen einige außerhalb des engeren Bezirks liegende Bauten, das Amphitheater und zwei Nymphaeen ihre einstige Gestalt in allgemeinen Umrissen noch so deutlich, daß man danach sehr wohl in den Stand gesetzt wird, sich ein annähernd zutreffendes Bild der Villa zu vergegenwärtigen. Auch Canina hat der Versuchung nicht widerstanden; vorsichtig vermeidet er, den Grundriss zu vervollständigen, ohne sich jedoch abhalten zu lassen, die ganze Villa mit allen Nebenbauten in einer perspectivischen Zeichnung darzustellen. Wir aber, die wir uns vorgesetzt haben, die Via Appia in ihrer Gesamterscheinung vorzuführen, können unmöglich diesen bedeutendsten Bau an jener Straße mit der Aufzählung seiner Reste abthun; — freilich wird man uns dann

aber auch gestatten müssen, hie und da nach unserm Ermeessen zu ergänzen, ohne weiteren Anspruch zu erheben, als daß das Bild in seinen großen Zügen dem von der Erde verschwundenen Originale ähnlich sei.

Im Allgemeinen scheint man sich bei der Erbauung der Villa dem vorhandenen Terrain gefügt zu haben. Nichts von gewaltsamen Verschiebungen der Erd- und Felsmassen, wie bei so vielen andern römischen Villenanlagen; der Berghang ist offenbar in seinen natürlichen Erhebungen und Abplattungen benutzt worden, liebenvoll hat man sich der Natur angeschmiegt, statt sie meistern zu wollen. Das Gebiet der Villa erstreckte sich von dem jetzigen Albano bis Castel-Gandolfo, und hatte somit eine Längenausdehnung von anderthalb Kilometern; der Breite nach reichte es von der Via Appia bis hinauf zu dem steilabfallenden Rande des Albaner-Sees, welcher um volle 100 Meter höher lag, als die Straße, und maß in dieser Richtung etwa 600 Meter; es umfaßte also eine Fläche von ca. 90 Hektaren. Das ganze Areal war in drei Zonen zerlegt: die untere, mit dem Terrain ansteigende, nahmen die Vorbauten mit den von ihnen eingeschlossenen Gärten, gleichsam das Vestibul des Ganzen, ein; die mittlere wurde durch den obern Umgang des Stadiums bestimmt, auf dem eine Säulenhalle herumlief, auf der höchsten aber stand das eigentliche Schloß, ziemlich genau an der Stelle der jetzigen Villa Barberini, 130 Meter über dem Spiegel des Sees. Nördlich von dem Palaste und in mehr oder weniger engem Zusammenhange mit dessen Räumen,

und in etwa gleicher Höhe, lag das Theater, während südlich, aber außerhalb des Villenbezirks sich das Amphitheater und das Praetorianerlager befanden, letzteres an Stelle der Stadt Albano. Gleichfalls in Terrassen abgestuft blieb dieses mit seiner vordern Umfassungsmauer etwas hinter der Via Appia zurück.

Als nicht unwesentliches Zubehör müssen endlich die beiden Nymphaeen am Wasserspiegel des Sees betrachtet werden; in den Felsen eingehauene oder eingeschobene Bauwerke von seltenem und ganz eigenartigem Reiz. Am besten wird man sie sich vergegenwärtigen können als Tunnel, welche etwa 20 Meter tief in den Fels eingetrieben und dann mit selbständigen Wänden und Tonnengewölben ausgebaut waren. Das nördliche, in seiner Grundform rechteckige, besaß ohne Zweifel eine Fassade, welche den innern saalartigen Raum deutlich erkennen ließ; das Tonnengewölbe sprach sich hier im vollen Halbkreise aus und die vorgebaute Säulenstellung reichte mit ihrem Gebäck und der Attika, auf der zierliche Figuren standen, nur bis zur Höhe des Kämpfers, bildete somit einen Portalbau, welcher das ausschließlich von hier einfallende Licht nur wenig beeinträchtigte.

Das obere parallel zur Via Appia laufende Plateau am Rande des Kraters*) gab die Längenrichtung des Hauptbaucomplexes an. Die Arme der bis hart an die Straße tretenden Vorbauten jedoch, wohl meist Corridore, Säulen-

*) des Albaner Sees nämlich.

gänge und Festhallen enthaltend, lag senkrecht zu jener Richtung, und so ist anzunehmen, daß die sonst auch wohl bei Villen übliche Gruppierung der Räume um eine Tiefenlage hier nicht Platz gefunden hat; man wird sich eben ganz und gar der Vertiktheit angeschlossen haben. Trotzdem fehlte es aber sicher nicht an Peristylen und Atrien, wenn auch vielleicht die meisten Räume eine langgestreckte hallenartige Form besaßen und sich eventuell an einen centralen, durch mehrere Stockwerke reichenden Kuppelsaal anreichten. Die kleineren Wohngemächer lagen jedenfalls, wie bei der Villa des Hadrian, in einem oberen Stockwerke. —

Wenn man heutzutage von dem Städtchen Albano aus seine Schritte auf dem schräg die Anhöhe ersteigenden, von Steineichen beschatteten Pfade nach Castel-Gandolfo lenkt, so durchschreitet man diagonal das ehemalige Bereich der Villa Domitians, — ein lieblicher Spaziergang, der in seinem Verlaufe alle die Naturschönheiten zeigt, welche sich vor nunmehr 1800 Jahren auch den von Leidenschaften und Furcht verdüsterten Blicken des Kaisers aufthatten. Aus den üppigen Grasgärten zu beiden Seiten des Weges ragen dann und wann Ruinen hervor, anfangs spärlich, dann in größerer Anzahl, weiter oben in langen zusammenhängenden Zügen die Unterbauten der Terrassen. Unschwer ergeben sich dem innern Auge die einstigen Formen. Da liegt weit-hingestreckt eine Gallerie, sie stützt das dahinter liegende Erdreich und öffnet sich dem Thale zu in weiten Bögen. Noch steht ihr mächtiges cassettirtes Tonnengewölbe, den

fast 80 Meter langen Gang überspannend; kaum mehr Gang zu nennen, vielmehr eine Halle, in der trotz der südlichen Sonne eine wundervolle Kühlung herrscht. Kein Zweifel, daß solch ein Raum nicht bloß ein leeres Souterrain war, sondern seine gelegentliche Verwendung bei Festlichkeiten fand. — Hinter dem Plateau des ehemaligen Stadiums erstreckt sich eine altersgraue Mauer mit einigen Thüren zu Kellerräumen, am Schlusse derselben abermals ein riesiges Gewölbe. Nur wenige Meter tief, gleicht es einem Portale vor einem geheimnisvollen unterirdischen Gelasse. Zu den Seiten und von oben her hat das Gesträuch die Ruine völlig überwuchert: dorniges Gestrüpp mit rothen und gelben Beeren, graugrüne Aloestauden, üppige Büsche mit saftig-grünem Laube. Das hängt in langen Strähnen über- und durcheinander, wächst aus klaffenden Fugen und überspannt wie ein Netz das röthlich graue Mauerwerk. Tagelang könnte man weilen an dieser malerischen, die Erinnerung an alte Zeiten wachrufenden Stätte. — Dann hoch oben die Villa Barberini. Das ist nun derselbe Ort, an welchem das Schloß stand. Unwillkürlich versetzen wir uns in die Vergangenheit; es ist, als ob die Stimmung der Landschaft, die herrliche Luft, die wohlthuende Einsamkeit ringsumher unserer Phantasie Flügel verliehe und sie zwänge, den verschwundenen Palast aus der Tiefe heraufzubeschwören. Wir glauben uns plötzlich inmitten des großen Kuppelsaales, in dem Centrum der zahllosen Prunkgemächer zu befinden und überlassen uns gern den sich aufdrängenden Vorstellungen.

Wundervolles Halbdunkel umfängt uns; nur vereinzelte Lichtstrahlen fallen aus den mit dichten Vorhängen verhüllten tiefen Fensternischen, selbst das kalte Zenithlicht der Kuppel vermag nicht die dunkeln Marmorwände erheblich aufzulichten, sondern nur schwache bläuliche Reflexe hervorzurufen. Ringsum Mosaikbilder auf Goldgrund, darunter Statuen aus Marmor in herrlichen Gruppen zusammengesetzt, in der Mitte aber, aus großem runden Wasserbecken hervortauend, ein riesiger Felsblock. Die Höhlungen sind mit Edelstein und Perlmutt ausgelegt, andere wieder mit Bernstein und phantastischem Muschelwerk, über welches grüne Eidechsen scheu hinweg huschen, dann und wann ein weicher Moosteppich auf weitvorragendem Gezacke. Hoch oben sprudelt aus groteskem Thiermaule ein kristallheller Wasserstrahl, er vereinigt sich mit andern hie und da hervordringenden, sie strömen zusammen und theilen sich, sie werden eingedämmt und bilden kleine Teiche, aus denen Delphine senkrechte Wasserstrahlen emporschleudern; plätschernd und sprühend ergießt sich alles in das untere Becken. Das sind die einzigen Laute in dieser marmornen Einseamkeit.

In tiefer Nische hinter den gebälktragenden Giganten schließt ein dunkelfarbiger Vorhang eine große Öffnung. Wir schlagen ihn zurück und stehen fast geblendet in einer unendlich langen sonnendurchtränkten Halle. Bogen auf Bogen durchbricht die lange Außenwand, zu unsren Füßen liegt das ganze Gebiet der Villa, dann die weite Campagna

jenseits der Via Appia und im Hintergrunde das blaue Meer bis zum Horizonte. Von oben herab sehen wir in das Stadium, dort trifft man Vorbereitungen zu einem bevorstehenden Feste; die Arena bewerfen Sklaven mit frischem Sande, die Sitze werden mit Polstern belegt, massiv goldene Zeltstangen tragen das reichgestickte Pupurvelarium über der Loge des Kaisers. Hinter dem Stadium liegen die Vorgärten der Villa, von Colonnaden eingefasst. Glänzende Kieswege theilen die schwelenden Rasenflächen, die Baumgruppen, die Blumenbeete, Statuen ringsum und mitten im frischen Grün; die Rückwände der Säulenhallen prangen in tiefrothen Farben. Ueberall reicher Wechsel von schattigen Ruhesitzen, lichterfüllten Plätzen und glitzernden Wasserflächen. — Alles das sehen wir von der Halle aus.

Die Rückwand derselben füllt Bild an Bild: die Katarakte des Nils, die Tempel von Luxor, die Felsengräber von Theben; das uralte Memphis und das junge Alexandria. Eine andere Gruppe versetzt uns in das Innere Asiens, sie zeigt uns den Siegeslauf Alexanders bis zu seinem Tode. Andere Gemälde stellen Griechenland in seiner Blüthezeit dar. Und so fort bis zu der Herrschaft der flavier. Die Zerstörung von Jerusalem durch Titus ist da abgebildet und daneben sein Triumphzug. Er fährt auf hohem Wagen durch seine Ehrenpforte, neben ihm sitzt in Purpurlinnen zurückgelehnt und von goldglänzendem Baldachin umgeben die schöne Berenice träumerischen Blicks; sie scheint zu ahnen, daß sich römischer Stolz auflehnen wird gegen eine

Verbindung des mächtigen Caesaren mit der Tochter des Juden. —

Noch einen Blick werfen wir auf die schöne frühlingss-
landschaft, dann führt uns eine Thür unterhalb der Bilder-
reihe in eine große halbrunde, mit schwarzen und rothen
Marmorplatten bekleidete Eredra. Welch ein Wechsel! Die
gegenüberliegende triumphbogenartige Öffnung umrahmt
das ganze Panorama des Albaner Sees. Soeben noch üppig
heitere Farbenpracht, aus hunderten von einzelnen Land-
schaftsbildern zusammengesetzt, hier einfacher und groß-
artiger Ernst. Gerade uns gegenüber am östlichen Ufer lag
einstmals die Mutterstadt Roms, Alba Longa, von der auch
nicht einmal eine Ruine geblieben. Der Mons Albanus be-
herrscht die Scenerie, tief unten der dunkle See im Schatten
seiner hohen Ufer. Das ist so ein Blick, der nicht Wünsche
anregt, sondern Gedanken; der nicht ein Sehnen wachruft
nach der Ferne, sondern uns auf uns selbst hinweist, und
wenn uns nach langem Versunken in diese hoheitsvolle
Natur etwas hinweglockt, so ist es nur die dunkelblaue Fluth
zu unsern Füßen. — Mehrere Stufen führen von der Ege-
dra zu einer Terrasse hinab, eine Öffnung in deren Brüstungs-
mauer, die mit vergoldetem Stabwerk portalartig überspannt
und mit Weinlaub dicht umsponnen ist, bildet den Zugang
zu dem Schlangenwege an der steilen Uferböschung. Bald
rechts bald links führt der Weg, jetzt über eine Brücke,
welche die Ränder eines tiefgähnenden Felspaltes verbinden,
dann stehen wir vor einem eigenthümlichen Gebilde. In

Laub und in Felswänden versteckt liegt eine Piscina. Bis hierher werden die Wasser aus dem See zunächst gepumpt und dann weitergehoben in die Sammelbecken der Villa, von wo aus sie alle die hunderte von Sprudeln und Fontainen, die Bäder und die Teiche speisen. Die Bäume verzweigen sich so dicht in einander, daß das Auge die Dämmerung nicht sofort durchdringt; kein Sonnenstrahl vermag diese frischen Fluthen zu wärmen. Erst allmählich sehen wir in dem Halbdunkel uns gegenüber eine tiefe Grotte; ein riesiger in den Fels gehauener Triton führt die Muschel zum Munde, wie um das stille Gewässer zum lebendigen Spiel da droben aufzurufen. Sein wirres Haupthaar und die meergrünen Augen sind von Bronze, die Nägel von Muscheln gebildet, statt der Füße windet sich graziös ein Fischschweif im weichen Moose. — Doch hinab zu jenem Nymphaeum, welches uns so anmuthig entgegen winkt. Noch eine steile Treppe und wir stehen auf dem Marmorgetäfel vor der Grotte, dem Hafenplatz für die kaiserlichen Gondeln. Wir treten einige Stufen hinan und unter dem Säulenportale durch. Ist es Wirklichkeit, hier in dieser großartigen einsamen Natur dieses Kunstwerk, oder umfängt uns lieblicher Zauber? Ist dies Menschenwerk, oder haben die Götter der Fluthen sich hier ein Heilighum selbst errichtet? Die Wände erfüllen Nischen und in den Nischen zu Zweien oder Dreien gepaart die lieblichen Nereiden, zuletzt Amphitrite, die Gemahlin des Poseidon, und Thetis, die Mutter des Achilleus. Im Hintergrunde aber, in silberner Grotte der

Vater Nereus, der freundliche wohlwollende Greis, der Alte ohne falsch und Trug. So lebensvoll und so wohlig weht es uns entgegen in dieser Götterhalle; wir möchten den Abend herbei wünschen, es ist uns, als müßten dann die Marmorbilder Leben erhalten, von ihren Postamenten herabsteigen, in sanftem Reigen nach halblauten Weisen das Heiligtum durchschreiten, um dann in Gruppen herunterzutauchen in das verlockende nasse Element, unter welchem vielleicht noch schönere, noch glänzendere Wohnstätten verborgen! — — — — —

Von der Villa Barberini bis nach Castel-Gandolfo steigt der Uferrand noch um fast 40 Meter bergan. Verfolgt man den Weg dahin, so schneidet man etwa in der Mitte seines Laufes kurz nacheinander vier alte Fundamentmauern, welche senkrecht auf der Längenausdehnung des ehemaligen Schlosses stehen, also dem See zustreben. Trugen diese Fundamente ehemals ein dreischiffiges Triclinium? Und wenn dies der Fall, mußte dann sein Boden nicht so hoch liegen, daß die der Hauptzage folgenden Räume des untern Stockwerks darunter hinwegliefen, so daß sich also entweder ein Tunnel bildete, oder eine dem Triclinium entsprechende Durchgangshalle? Es war ganz im Sinne der damaligen Zeit, complicirte Dispositionen aufzusuchen, statt sie zu vermeiden, denn dabei ergaben sich häufig phantastische, in ihrem Charakter außergewöhnliche und deswegen beliebte Räume. Wenn hier das Triclinium wirklich stand, so lag seine östliche Schmalseite dem See zu und hatte dahin

auch die Fenster, während gegenüber der Eingang war. Und da diese Räume fast immer an Peristyle grenzten, so haben wir uns eventuell westlich davon ein solches zu den- ken und dann lag dieses ungefähr in der Mitte zwischen dem angenommenen Kuppelsaale und dem Theater. Ohne Zwang kommt auf diese Weise Rhythmus in die Baumassen. Die Halle aber mit den historischen Bildern und dem Blicke in's Land, welche wir uns vor dem ganzen Gebäudeflügel durch- laufend gedacht, bildete dann vielleicht einen besondern Zu- gang von den kaiserlichen Gemächern zum Theater. Denn bei den Domitian'schen Bauten kam das entschiedene Streben zum Vorschein, seine Person sicher zu stellen vor heimtückischen Ueberfällen; ließ er doch z. B. in den Gemächern auf dem Palatin, wie historisch verbürgt, die Marmortäfelungen so glatt poliren, daß sich das Bild jedes ihm Nahenden darin spiegelte. Aus dieser Furcht, die ihn auf Tritt und Schritt verfolgte, erklärt sich auch die isolirte Lage des Theaters, des Stadiums und des Amphitheaters. Mitspielende und ge- ladenes Publicum vermochten die Scene, die Arena und die Zuschauerräume zu erreichen, ohne das engere Bereich des Palastes zu betreten. Das Amphitheater lag sogar, wie schon mehrfach bemerkt, außerhalb der Einfriedigungen der Villa und dicht bei dem zu dem persönlichen Schutze des Kaisers hier angelegten Praetorianerlager. Denn so gewaltig ihn seine Gemüthsanlage zu den blutigen Spielen der Arena zog, er traute doch den Gladiatoren am wenigsten. Despoten haben ein treues Gedächtniß für stattgehabte Meutereien.

Domitian erinnerte sich noch sehr wohl der halb wunderbaren Thatsache, wie siebzig Gladiatoren in Capua ausgebrochen waren, die Kerker Unteritaliens erbrochen, und mit den Befreiten unter Anführung des genialen Spartacus den Sklavenkrieg organisiert hatten. Derartiges war, wenn auch längst nicht in solchem Umfange, während der letzten hundert Jahre öfters vorgekommen. Erst wenige Jahre vor seinem Regierungsantritte (64 n. Chr.) hatte man eine Verschwörung der Gladiatoren zu Præneste nur durch Militair unterdrücken können.*) Deshalb scheute Domitian die Nähe jener wüsten Gesellen, so wohlgefällig ihm auch ihre Productionen in der Arena waren.

Es ist kaum glaublich und nur aus seinem Blutdurste zu erklären, daß er zu derselben Zeit, wo er kaum das von seinem Vater begonnene Colosseum vollendet hatte, schon wieder ein neues Amphitheater neben seiner Villa errichten ließ. Er wollte sich eben dieser grausamen Schauspiele zu jeder Zeit erfreuen können. Daher auch die Pflege derselben unter seinem Regimenter. Bis dahin hatte nur eine Schule in Rom für Gladiatorenkämpfer existirt, Domitian legte deren noch vier an: die sogenannte große, die gallische, die dacische und die Thierkampfschule.*) Und in gleichem Maße wie den Gladiatorenkämpfen wandte er seine Theilnahme den Thierhezzen zu; der Vollstreckung jener Todesurtheile, bei denen man die Verbrecher wehrlos oder zum Kampfe

*) Friedländer.

gerüstet den wilden Thieren vorwarf, hat er mit empörender Vorliebe beigewohnt.

Höchstwahrscheinlich stand aber das Amphitheater durch eine Säulenhalle oder gar eine geschlossene Gallerie mit dem Palaste in Verbindung. Die Längsaxe der Arena lief genau von Westen nach Osten, an der Ostsseite befand sich die Kaiserliche Loge, welche, da der Bau im Einschnitte lag, durch Treppen von oben herab zu besteigen war. Diese Treppen stehen noch jetzt in Communication mit einem Wege (der sog. Galleria di sopra), dessen Lauf vielleicht die einstige Verbindung bezeichnet.

So nahe auch der Gedanke liegt, daß der Albaner See für Schiffskämpfe in großem Maßstabe gedient haben könnte — die Arena des Amphitheaters war wohl nur schwer mit der nöthigen Wassermasse zu versehen —, so besitzen wir doch keine darauf bezügliche Nachricht. Es ist zwar erwiesen, daß Domitian, um die großartigen Festlichkeiten in der Naumachie des Augustus unter Nero und Titus in Schatten zu stellen, einen glänzenden Schiffskampf im Colosseum veranstaltete, ja sogar unter dem Vatican einen See graben ließ, auf welchem zwei vollständige Flotten kämpften, *) aber nichts deutet darauf hin, daß der Albaner See für derartige Zwecke benutzt worden wäre, wie einst der Fuciner See unter Claudius. Die liebsten Schauspiele blieben für Domitian die Kämpfe in der Arena. — —

*) Friedländer.

Wir wagen nicht, unsere Vermuthungen über die ehemalige Gestalt der Villa Albana noch weiter auszudehnen; kam es doch vor Allem nur darauf an, mit Zuhilfenahme der alten Reste den Gesammeindruck der früheren Herrlichkeit wieder zu beleben. So viel wird dem geneigten Leser aus dem Vorangegangenen klar geworden sein, daß es sich hier um ein Monumentalwerk ersten Ranges handelte. Die Villa des Hadrian bei Tibur mag eigenartiger gewesen sein, die des Pollius Felix bei Sorrent abenteuerlicher; ersterer stand eine liebliche Natur zur Seite, der letztern der weite Blick auf den schönen Golf von Neapel, — vielseitiger aber, sowohl in architektonischer Beziehung wie auch in Anbetracht der Landschaft war ohne Zweifel die Villa des Domitian. Die Campagna bietet jetzt kaum ein Schattenbild des früheren blühenden Landstriches, aber noch heute macht dem Wanderer, welcher auf der Höhe von Castel-Gandolfo steht, die Ausicht in's Land das Herz weit; die eigene melancholische Stimmung des Sees aber ist noch dieselbe, wie früher, auch ohne die Terrassenmauern und all' den künstlichen Schmuck. Und steigt er hinab in die Grotte des ehemaligen Nymphaeums und läßt sein Auge aus diesem traumhaften Schatten über den düstern und doch so verlockenden Wasserspiegel schweifen, dann verwebt sich wohl bei jedem die Gegenwart mit dem Vergangenen zu entzückendem Phantasienspiel.

Zwar jenes vielseitige Leben, wie es ein Nero um sich zu haben pflegte in seinen weiten Palasträumen, das Hin- und Herwogen von festlich geschmückten Menschen im Rah-

men einer großartigen Architectur oder an üppig frischen Rasenflächen oder in bunten Boskets hat hier nie stattgefunden. Der letzte Flavier war ein verschlossener und verlassener Mann sein Leben lang; was er genoß, genoß er allein, ihm war versagt, mit Andern Freude zu theilen. Und doch ist diese Vorstellung noch am leichtesten zu ertragen in dieser Umgebung, die wie zur Einsamkeit geschaffen zu sein scheint; so einsam, wie der Charakter der Landschaft, war auch die Villa des Domitian am Albaner See.



Vor uns liegt ein Bild von Gabriel Max: „eine Bettlerin an der Via Appia“, an der Via Appia, wie sie jetzt erscheint in ihren Trümmern. Links erheben sich hohe Ruinen, die Straße geht bergan, über der Höhe sieht man noch den letzten Streifen der untergehenden Sonne. Die Trümmer sind willkürlich gezeichnet, nichts erinnert an eine besonders wichtige Stelle; — aber eine höhere Wahrheit tritt uns in dem Bilde entgegen, die Wahrheit im Charakter der Straße. Vorn links sitzt die Bettlerin, die Stirn in den Schoß gedrückt und mit der linken Hand die schmerzenden Augen verdeckend; die rechte hält kaum das Becken, in welches der einsam dahinziehende Wanderer gern und still eine Gabe legt. Eine Welt von Schmerz liegt in dem Antlitz des Mädchens ausgedrückt, wenngleich es kaum mehr als halb zu sehen; nicht das Weh, durch körperliche Leiden oder durch einzelne Schicksalsschläge hervorgerufen: langsam zehrender Gram, Gram um des Daseins Jammer! —

Kein Wort, kein Bild kann die jetzige Via Appia charaktervoller wiedergeben, als es Gabriel Max gethan! Alles ist Trauer, Alles kündet den Untergang großartiger Zeiten, und das Empfinden des Beschauers findet ein Verwandtes in der stummen Klage der Bettlerin. Aber unbekümmert gießt das verscheidende Tagesgestirn seinen Zauber aus über diese unendlich wehmüthige Scenerie. — Die Welt geht weiter, wenn auch der Einzelne oder ganze Völker und deren Schöpfungen zu Grunde gehen; der Welt Ewigkeit und der Welt Elend wird uns in diesem Bilde mit überzeugender Gewalt eindringlich gemacht.

Und doch müssen unsere Gedanken eine andere Richtung nehmen, wenn die Trauer um die entchwundene Welt allmählich überwunden ist. Langes Grübeln über vergangene Herrlichkeit lähmt, endlose Klage ist der lebensvollen Gegenwart unwürdig, einseitiges Versenken in die Cultur anderer Völker, wenn sie auch noch so groß gewesen, führt zur Unfruchtbarkeit. Was kann, was darf uns die Vergangenheit anders sein, als Vorbild und Sporn, in unserer Weise ebenso Großes zu schaffen! Machen wir denn nicht die Errungenschaften der Vorzeit gründlicher zu unserm geistigen Eigenthum, wenn wir ihre unvollständigen Reste selbständig durchforschen oder künstlerisch neu beleben, als wenn wir die kostbaren Vermächtnisse im alten Glanze vor Augen sähen, als wenig gültige Vorbilder für die Leistungen der so ganz anders gearteten Gegenwart?

Rückschauen: ja, um uns zu erfüllen mit jenen Bildern,

wie ein stolzes Volk in seiner Art das Leben in sich und um sich herum gestaltete, dann aber Vorwärtsschauen, Forschen, Sammeln und die antike Welt in ihrer Gesammterscheinung begreifen zu lernen, das scheint die Arbeit unserer Tage zu sein. Aber schon zeigen sich hie und da Vorboten einer selbständigen, einer freudigen Zukunft, für welche das Alterthum die Brücken gebaut hat, im Großen, wie im Kleinen, nicht zum mindesten aber die stolze Roma mit ihrer unvergleichlichen Via Appia. —

Ende.



Annhang.

Verzeichniß der hauptsächlichsten Ruinen an der Via Appia (nach Canina).

a) Zwischen Porta Capena und Porta Appia.

Links:

1. Grabmal der Horatia.
2. Hain und Tempel der Camenen.
3. Tempel des Honos und der Virtus.
4. Scipionengrab.

Rechts:

5. Caracalla-Thermen.
6. Stelle der ehem. Thermen des Severus und des Commodus.
7. Drusus-Bogen.

b) Zwischen Porta Appia (I. Meile) und dem II. Meilensteine.

Links:

8. Tempel des Mars.
9. } Bogen des Verus und des Trajan.
10. } Grabmal des Geta.
11. Columbarium der freigelassenen des Augustus.
12. Columbarium der freigelassenen der Livia.

Rechts:

14. Grabmal der Priscilla.

c) Zwischen dem II. und III. Meilensteine.

Links:

15. Grabmal des Romulus (des Sohnes des Maxentius).
16. Circus Maxentius.
17. Kaiserliche Villa.
18. Grabmal der Caecilia Metella.

Rechts:

19. Tempel des Deus rediculus.
20. Kirche S. Sebastiano (Calixt-Catacomben).

d) Zwischen dem III. und IV. Meilensteine.

Links:

21. Stelle der Villa des Herodes Atticus.

e) Zwischen dem IV. und V. Meilensteine.

Links:

22. Denkmal des Seneca.
23. Grabmal der Söhne des Sextus Pompejus Justus.
24. Jupitertempel.

f) Zwischen dem V. und VI. Meilensteine.

Links:

25. Villa der Quintilier.
26. Grabmal der Familie Cotta (Casal rotondo).

Rechts:

27. Großer Tumulus.
28. Brandstätte (ustrinum).
29. Tumuli der Horatier und Curiatier. (?)

g) Zwischen dem VI. und VII. Meilensteine.

Links:

30. Großes Grabmal, genannt Torre selce.

h) Zwischen dem VII. und VIII. Meilensteine.

Links:

31. Große Egedra.

i) Zwischen dem VIII. und IX. Meilensteine.

Rechts:

32. Grabmal des Kaisers Gallienus.
33. Villa des Gallienus.

k) Zwischen dem IX. und X. Meilensteine.

Rechts:

34. Eine sog. Mutatio.
35. Großer Tumulus.

l) Zwischen dem X. und XI. Meilensteine.

Links:

36. Großes rundes säulengezirptes Grabmal.

m) Zwischen dem XI. und XII. Meilensteine.

Rechts:

37. Circus von Bovillae.
38. Theater von Bovillae.

n) Zwischen dem XII. und XIII. Meilensteine.

Rechts:

39. Ort der Stadt Bovillae.

o) Zwischen dem XIII. und XIV. Meilensteine.

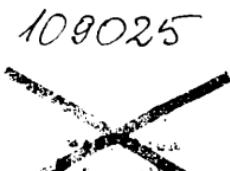
Links:

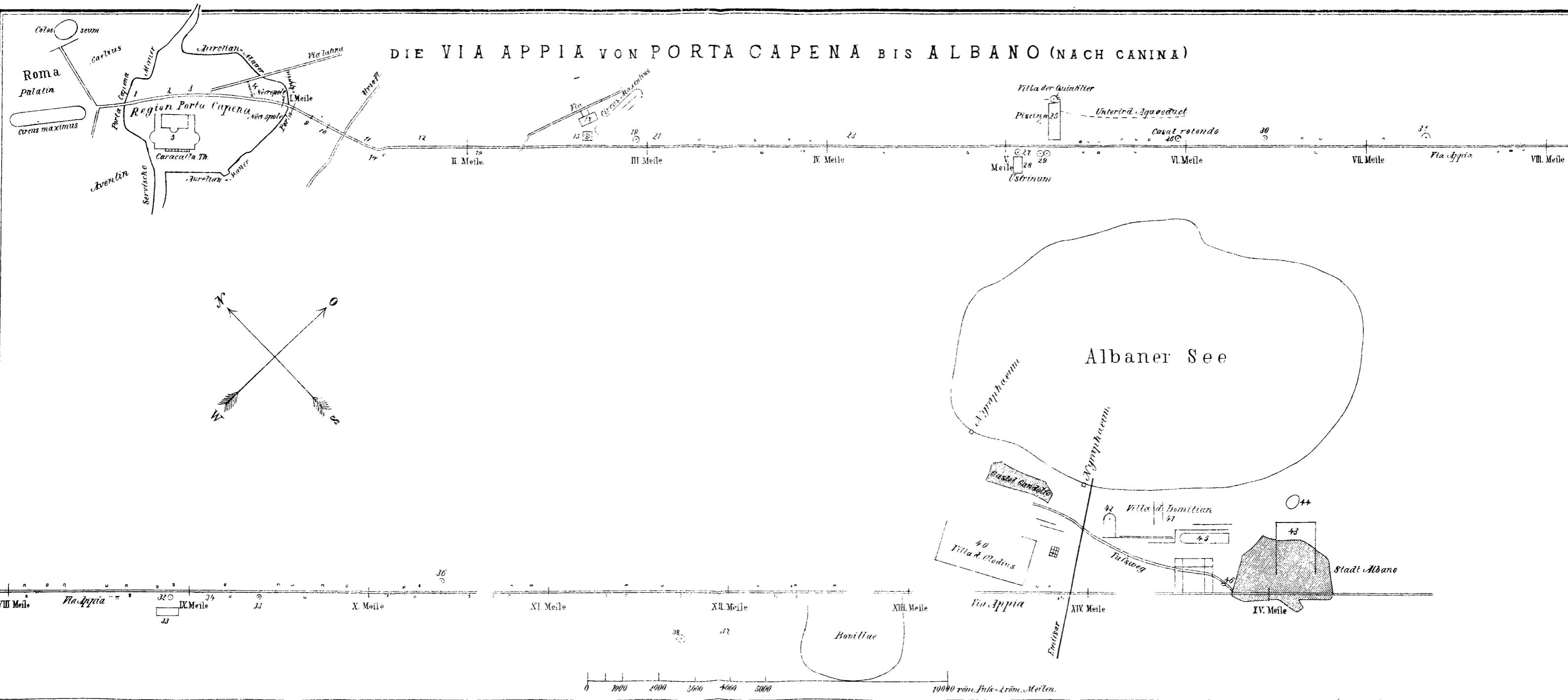
40. Villa des Clodius.

p) Zwischen dem XIV. und XV. Meilensteine.

Links:

41. Villa des Domitian.
42. Theater.
43. Praetorianerlager. (Jetzt die Stadt Albano).
44. Amphitheater.
45. Stadium.
46. Grabmal des Pompejus. (?)







ROJANON
oczyszczanie
VIII 2011

KD.14362
nr inw. 18284